



Berlin, den 21. Juni 1902.

Vieux Saxe.

En guten Häusern, deren Erbauer schon wohlhabend war und die ein Hörtlein vorerbter Kultur bergen, kommt um die Vesperzeit manchmal noch eine alte Sachsenkanne auf den Tisch. In Parvenupolis stellt man sie als Prunkstück in den Glasschrank, wo die seltenen Tassen um die Wette prozen: Japan, Henri Deuz, Delft, Sèvres, Nymphenburg, Wedgwood, Capo di Monte. Da steht sie, das zerbrechliche Denkmal einer Epoche, an die den Besitzer keine Ahnentafel erinnert. Er, dessen Vater vielleicht noch an der Weichbildgrenze der alten Königsstadt hauste, hat die Sächsin um schweres Geld bei irgend einem Bernheimer eingehandelt und hütet sie nun ängstlich vor den Fährlichkeiten des Gebrauchs. In den alten Häusern, die ihre Geschichte, ihren Familienstolz haben und ihren Wohlstand nicht dem Spielergruß einer Stunde danken, steht sie vor würdigen Gästen auf der Damastdecke des Kaffeetisches. Die Mutter gab sie der Tochter, der Braut des Sohnes oder auch spät erst der Enkelin in die junge Wirthschaft mit und die Köchin hat das Alter ehren gelernt. Kein Sprung, kein abgestoßener Rand ärgert das Auge und selbst der schlanke Henkel ist unverfehrt. Ein artig gebogener Henkel, den der Wohlerzogene respektvoll, mit höflichem Finger, anfassen wird. Und der pudige Truthahnschnabel scheint krähen zu wollen: Mehr giebt's nicht; und lockt gerade damit zu immer reichlicherem Genuß. Das ganze Ding sieht patrizisch aus, behaglich und allerliebste unzeitgemäß. Es ist entweder aus Böttgerporzellan, roth, mit japanisch stilisirten Blüm-

lein oder echtes Meißener, weiß, mit bunten Guirlanden, oben und unten ein Bischen Rothbraun, das sich in Tupfen bis unter den Schnabel zieht, dahin, wo er sich zu einem Porzellankröpfchen bückt; und nie fehlt der Deckel, die Kannenmüge mit dem dicken Knopf. Kofoko; aber deutsches, das dem Blick nicht die Bilder galanter Tändelei und erotischer Schäferspiele herausbeschwört. An Alchemistenputz mag man denken, an die Polakenherrlichkeit Augusts des Zweiten und an die wüsten Tyrannentage, wo Auroras starker Freund seinen meißener Hergenmeister auf der Albrechtsburg als Strafgefangenen zu höherem Ruhm des Polenkönigs erfinden und Kaolin machen ließ. Augusts legitimer Erbe fand kein weiches Bett; und Aurora von Königsmark ist später Pröpstin geworden und hat Kantaten komponirt. Eine traurige Geschichte. Die alte Sachsenkanne hats vielleicht schon erlebt. Doch ihre behäbige Rundgestalt läßt Wehmuth nicht aufkommen. Seit August Kronrechte und Landseken verschachtelte, ist's ja besser geworden; die Sachsenraute ist grün, ringsum schnurren Räder, rauchen Schloten und über den Kaffeekonsum kann man nicht klagen. Providentiae memor: so heißt der Spruch auf dem Hausordensband, das zwei Venn bewachen. Die Vorsehung wird zur rechten Stunde Alles zum Guten wenden. In die Zeit mußt Du Dich freilich schicken, auch wenn es böse Zeit ist, und niemals darfst Du, unter keinen Umständen, den Kopf hängen lassen. Das lehrt die alte Sächsin. Kein besonders kostbares Schaustück; aber der Kenner schätzt ihren Werth.

Ungefähr so, als ein ehrwürdiges, das ruhlose Auge tröstendes Erbstück, das an entschwundene Tage wechselnden Glückes mahnt, sahen die nach 48 geborenen Deutschen den Sachsenkönig Albert. Seit er in Sibyllenort, dem Tudorschloß, das der braunschweiger Wilhelm ihm hinterließ, sich aufs Krankenbett strecken und die leiseste Bewegung mit heftigem Schmerz büßen mußte, las man, Alldeutschland blicke in banger Sorge auf dieses Lager und flehe den Himmel an, Alberts Lebenstag zu verlängern. Das ist Reporter-geschwätz, das nicht zu scheiden, zu unterschiden weiß und jedes Menschen-gefühls innigen Ausdruck zur läppiſchen Phraſe fälscht. Zu den ragenden Männern, an deren Lebensdauer ein Volksſchickſal hängt, kann kaum ein Dienſtbotengemüth den wettiner Albert zählen. Die Sachsen selbst haben nie mit überſchwingender Begeiſterung von ihm geſprochen; nur mit ruhiger Achtung, wie von einem redlichen Herrn, mit dem ſich leben läßt. Und hinter den grün-weißen Grenzpſählen wußte man wenig von ihm. Er ſoll ein guter Soldat geweſen ſein und Moltke hat ihn als Kronprinzen den einzigen Feldherren des deutſchen Heeres genannt. Aber Moltke konnte, wenn ſichs um Fürſten

handelste, recht nach der Diplomatentkunst reden und wir sind, seit auch der Kronprinz Friedrich Wilhelm zum reifigen Helden aufgezogen ward, gegen den Kriege Ruhm hoher Herren mißtrauisch geworden. Gravelotte, Mouart und der Mont Avron waren längst vergessen und als Heerführer wurde Albert nur noch in rasch verhallenden Tafelreden gepriesen. Einen tüchtigen Haushalter hieß man ihn und an den Stammtischen schlugen die Herzen höher, wenn erzählt wurde, der König sei ein fekhafter Skatpieler, der wie ein Fuchs im ersten Semester vergnügt sein könne, wenn er einen Grand mit Vieren gemacht habe. Skat: Das klingt nicht nach achtzehntem Jahrhundert. Sonst aber schien Albert uns Jüngeren deutsches Rokoko. Er pafste nach Billnig, in die nicht allzu üppige Anmuth einer Gegend, die eine Hecke vor allen Modernisirungsversuchen geschützt haben konnte. Man sah ihn überall gern, — vielleicht, weil man ihn selten sah. Nur, wo es ihn nöthig dünkte, zeigte er sich; dann aber stand er seinen Mann. Ein Monarchentypus, den wir nicht mehr schauen werden, entschwindet mit ihm unserem Blick. Neue Formen sind in die Mode gekommen. Auch neue keramische Künste, deren Leistung mehr ins Auge fällt als die der Vöttgerzeit. Dennoch behalten die alten Sachsenkannen ihren Werth. Sie sind aus gutem, dauerbaren Material, wollen nicht feiner scheinen, als sie sind, und brauchen, wo eine Tradition sie vor rauhen Griffen bewahrt, den Alltag nicht zu scheuen.

Ganz leicht war es 1873 nicht, König von Sachsen zu sein. Johann Philalethes hatte mit seinem Beust und seiner Triasidce so ziemlich Alles verborben, was an Sachsens deutscher Nachstellung noch zu verderben war. Die größte Sünde war freilich lange vorher begangen worden: als Friedrich August, um seine Eitelkeit mit dem Königsreiß Sobieskis zu krönen, der reformirten Kirche den Rücken lehrte. Nur als Person, als ein Einzelner wollte er katholisch werden; doch umgab er seinen Sohn mit klugen Vätern Jesu, die dafür sorgten, daß auch der Kurprinz der Papstkirche gewonnen wurde. Damit war die albertinische Linie dem evangelischen Glauben entfremdet, das Kurfürstengeschlecht vom Weg der Reformation gewichen, der es zum Ruhm geführt hatte, auf die Höhe dynastischer Macht führen konnte. Wäre die Entscheidung Friedrichs des Weisen und Johanns des Beständigen geachtet, nicht der Laune eines gewissenlosen Lustsuchers geopfert worden, dann war Sachsen als lutherischer Vormacht in Deutschland die Bahn gebahet, während es unter katholischen Herrschern die Konkurrenz Oesterreichs und Bayerns auf der einen, Preußens auf der anderen Seite zu fürchten hatte. Immerhin war es nicht nöthig, 1866 so blind Partei zu ergreifen. Albert, der Kronprinz, hätte

vielleicht anders gehandelt; als Einundzwanzigjähriger schon hatte er gesagt, nur das Zusammenwirken aller deutschen Stämme könne die Einigung bringen, die er ersehne. Siebenzehn Jahre danach mußte er seine Sachsen dem Corps Elam-Gallas zuführen und mit einem geschlagenen Heer aus Böhmen heimkehren. Als er den Thron bestieg, war die Einheit erstritten, das Reich gegründet; aber er herrschte über ein Land, wo von je hundert Einwohnern fünfundneunzig dem Luthertum angehören. Solcher Glaubenszwiespalt, der sich zwischen Volk und Fürst aufthut, ist immer gefährlich; und das Mißtrauen der Lutherischen Sachsen ist nie völliger erloschen. Ein als Kronprinz geborener Albertiner müßte, so großen sie, nach alter Verheißung den reformirten Glauben bekennen; doch die römischen Herren haben ganz heimlich und schlau dafür gesorgt, daß seit dem Uebertritt Augusts des Starken sein Erbe der Wettinerkrone mehr dem Muttterschoß als Kronprinz entbunden ward. Nur Alberts altmodisch sicherer Takt konnte Konflikte vermeiden und es nach und nach dahin bringen, daß der konfessionelle Gegensatz kaum noch empfunden wurde. An seinem Hof herrschten die Pfaffen nicht — wenigstens war ihre Herrschaft nicht sichtbar — und die Katholischen fingen erst wieder zu bangen an, als die schlechten Nachrichten aus Sibyllenort kamen... Es war nicht die einzige Schwierigkeit, die Johannis Sohn als König zu überwinden hatte. Er war im Gefühl festen Zusammenhanges mit Oesterreich, angeborener Antipathie gegen Preußen erwachsen und sollte nun Bundesfürst in einem Deutschland sein, aus dem Oesterreich verdrängt war. Im Juni 1866 hatte sein Armeebefehl den Oesterreichern versprochen, sie würden ihn in guten wie in bösen Tagen an ihrer Seite finden; und nun konnte er, der dem Kaiser Franz Joseph persönlich befreundet war, in die Lage kommen, sein Kontingent gegen die Truppen des Habsburg-Lothringers führen zu müssen. Doch als Kronprinz schon hatte er sich tapfer in die neue Zeit geschickt. Für die zuverlässige Treue, die ihn ans Reich band, und für die Bescheidenheit seines Wesens zeugt laut der Brief, den er zwanzig Tage nach seiner Thronbesteigung an Bismarck schrieb. Da liest man die Sätze: „An wen könnte ich mich wohl besser wenden als an den Kanzler des Deutschen Reiches, der so oft erklärt, er gehöre allen Bundesfürsten gleichmäßig an? Mit vollem Vertrauen wende ich mich daher an Sie, wenn ich der Hilfe gebrauchen sollte, wenn ich weisen Rathes bedürfte. Seien Sie dagegen versichert: auch ich werde Alles, was Sie zum Heil des Reichs und deutschen Volks unternehmen, so kräftig unterstützen, als es meine geringen Kräfte erlauben, und hoffe, ein werththätiges Mitglied, eine feste Stütze des

Gebäudes zu sein, das mir mit dem Schwert aufrichten zu helfen vergönnt war. Jedem ich bitte, diese Zeilen nicht übel zu deuten, die Sie vielleicht in Ihrem Tusculum stören, verbleibe ich Ihr ergebener Albert." Kein Schwallst, keine Phrase; der schlichte Ausdruck eines Gefühles der Unzulänglichkeit und zugleich der klaren Erkenntniß, wo in Nothen der starke, bereite Helfer zu suchen wäre. So schrieb der König von Gottes Gnaden an den „Handlanger Wilhelms des Großen“, der Sachse an den Exponenten der großpreussischen Politik, dessen Siegerschritt ihm manche keimende Hoffnung zerstampft hatte, der Katholik an den Keger, dem tausend Priesterzungen in Rom fluchten. Wir sind an die Tonart solchen Fürstenbriefes gar nicht mehr gewöhnt; wie aus weiter Ferne klingt sie zu uns, wie das letzte Echo einer versunkenen Welt, von der nur die Alten noch in den Ausgebingstuben raunen.

Und der König, der sich so bescheiden, so frei von dem Haß bleiben konnte, mit dem legitime Herren fast immer das Genie verfolgt haben, dieser Monarch des Altväterstils hat die modernste Entwicklung erlebt. Sein Land wurde der Hauptsitz der Großindustrie, die dicht bevölkerte Stätte des neuen Maschinenproletariates, das Manöverfeld der Sozialdemokratie. Das Alles war ihm ganz fremd und er hat sich oft darüber gewundert, daß Städte, wo die Bürger ihn so ehrerbietig grüßten, rothe Revolutionäre in den Reichstag schickten. Aber er hielt sich still. Nicht etwa, weil er ein feiner politischer Kopf war und sich sagte, da es nun einmal stets eine radikalste Partei geben müsse, sei die noch am Leichtesten zu ertragen, die an die Allmacht einer Evolution glaube, jede Gewalt verschmähe und ihres Sieges so sicher sei, daß sie nicht daran denke, ihn zu erstreiten. So hoch hinauf flogen seine Gedanken nicht. Rein: er hielt sich still, weil Ruhe ihn erste Königspflicht dünkte. Ein Wort konnte erschnappt, ein Seufzer weitergetragen werden. Öffentlich hat man ihn nie klagen, nie drohen gehört. Er verstand die neue Zeit nicht, konnte sie nicht verstehen; doch er schwieg und wandte das Auge von dem Spektakel, wenn es ihn allzu tief kränkte. Im Grund ihres Herzens, mochte er denken, sind auch die Nothen recht brave Leute und gute Sachsen; und ich muß trachten, mir und meinem Haus sie nicht ganz zu entfremden. Sächsische Regierungen haben, seit die Geschwindigkeit der proletarischen Bewegung wuchs und die Fabrikfeudalherren in Schrecken jagte, oft recht unklug gehandelt; der König aber hat sich keiner von ihnen engagirt. Er wurde, als Katholik, von den Lutherischen geliebt; er stand treu zum Reich und die Partikularisten sahen ihn nicht scheel an; er ernannte Minister, deren soziales Verständniß aus der Eiszeit zu stammen schien, und die Schaar der Bedrückten sprach mit

Achtung, mit zärtlicher manchnial, von ihm und selbst in Stunden leidenschaftlicher Erregung las man kaum irgendwo ein Wort, das den König verlegen konnte. Dem Knaben war wohl von den dresdener und leipziger Tumulten erzählt worden, die den verhassten Grafen Einsiedel gestürzt und dem Prinzen Maximilian den Weg zum Thron gesperrt hatten, und der Jüngling hatte den leipziger Paradenputsch, die Folge prinziplicher Politik, und die bis hart ans Schloß reichende Wirkung der Februarrevolution erlebt. Solche Anschauungslehre schlug er nicht in den Wind. Für die Fürsten, fühlte er, ist's am Besten, wenn sie hinter dem goldenen Gitter bleiben, das sie von der Raserei Hungernder, von den Kämpfen um Macht und Beute trennt, wenn sie der Möglichkeit, Unheil zu stiften, sich entziehen und nur ihr Recht wahren, Gutes zu thun. Er ließ die Regierung regiren, das Volk am Wahltag die Richtung seiner Wünsche andeuten und freute sich jeder Gelegenheit, ein Unrecht tilgen, einem Bittsteller Gnade gewähren zu können. Jagd und Karten kürzten ihm die Mußezeit; Speise und Trank mundeten noch, als ihn längst das schmerzhafteste Blasenleiden heimgesucht hatte, das auch den alten Wilhelm plagte; und er vertrug die schwersten Virginiacigarren. Die Wirthschaftsinteressen seiner Sachsen lagen ihm am Herzen und er hat, in Gemeinschaft mit Franz Joseph, den Kaiser für den Gedanken der Handelsverträge gewonnen, die der sächsischen Textilindustrie Vortheile brachten. Nie aber empfand er das Bedürfniß, zu reden, über politische Vorgänge seine Meinung zu sagen. Er schwieg. Er konnte schweigen; denn er war der König.

Noch eine schwere Probe hatte der Greis zu bestehen. Bismarck, zu dem er in unbeirrter Zuversicht aufgeblüht hatte, wurde entlassen; und der persönliche Wille des Kaisers trat mit so starken Impulsen hervor, daß man draußen vom Empereur d'Allemagne zu sprechen begann und kaum noch der Bundesfürsten gedachte, deren erstem mit dem Bundespräsidium der Titel des Deutschen Kaisers, aber nicht das Recht eines Reichsmonarchen zuerkannt worden war. Vom Kaiser, nur vom Kaiser war Tag vor Tag jetzt die Rede. Die Geburt des Reiches war 1871 nur durch den Kaiserschnitt möglich geworden, der dem Sorgenkind ans belebende Licht half. Die beiden Männer aber, denen damals die Sectio Caesarea gelungen war, hatten noch Preußens schwarze Tage gesehen; sie kannten die Gegensätze der deutschen Stämme, die in den Landsmannschaften der Hochschulen fortlebten, und wußten, welches Opfer dem Selbstgefühl der souverainen Fürsten zugemuthet wurde, die wichtige Theile ihrer ererbten Rechte dem Sohn eines aus unscheinbaren Anfängen emporgekommenen Junkergeschlechtes ausliefern sollten.

Wilhelm und Bismarck waren und blieben einig in dem Bemühen, den Kaisergedanken für besonders ernste oder besonders festliche Stunden aufzusparen. In diese Vorstellung hatten die Bundesfürsten sich gewöhnt — Andere werden sagen: die freiwillige Zurückhaltung des alten Kaisers hatte sie verwöhnt — und ein unbehagliches Gefühl mußte sich einstellen, als es anders wurde und sie von dem plötzlich, bald da, bald dort, aufblinkenden Leuchtfeuer der Kaisergloriole ihr weniger glanzvolles Mähen verbunkelt sahen. Niemand sprach noch von ihnen, Niemand traute ihnen auf das Geschick des Reiches, dem sie doch gemeinsam die Einheit schufen, entscheidenden oder auch nur mitbestimmenden Einfluß zu; sie schienen nur noch vorhanden zu sein, um an Feiertagen sich um den Thron des Einen zu schaaren, der mit seinen Worten und Willensregungen die Welt erfüllte und in einem Lande, dessen Fürstengeschlechter fast alle einmal mit einander in Fehde gelegen hatten, seinem Hohenzollernhaus mit rascher Hand die Schätze geschichtlichen Ruhmes häufte. Eine schwere Probe, die sogar den alten Großherzog von Baden aus bequemer Ruhe geschleudert und zum eifernden Redner gewandelt hat. König Albert hat sie bestanden. Manches gefiel ihm nicht, die Treusten sahen ihn den weißen Kopf schütteln und an leisen Frictionen hat es seit 1890 niemals gefehlt, — nicht nur in der Zeit des lippischen Erbfolgestreites, den der Sachse gegen den Wunsch Wilhelms des Zweiten entschied. Stets aber blieb er korrekt. Er freute sich, 1892 zu sehen, wie fest gerade die Sachsen an Bismarck hingen; doch er selbst hielt sich zurück. Er wollte weder die neue Mode mitmachen noch mit persönlichem Widerspruch die Kritik herausfordern: der unangreifbare König für Alle wollte er sein und vor des Reiches langenden Blicken „die Sache halten“, so lange es irgend ging. Ob man ihn für einflußreich oder ohnmächtig, für einen Menner oder eine Null im Reich hielt, galt ihm gleich; nur um die Erhaltung der starken Kraftwurzeln im heimischen Boden wars ihm zu thun. Da konnte er still wirken, konnte er, ohne die Zukunft der Dynastie zu gefährden, in weiser Selbstbeschränkung Nützliches schaffen. Nie vernahm man von seinen Neigungen, seinen Liebhabereien. *Providentiae memor!* Auch die Hand, die aus dem Purpur hervorwinkt, hält die unhemmbar nothwendige Entwicklung nicht auf. Nicht einmal auf der schmalen Höhe, wo die deutsche Muse mühsam ihr Leben fristet. Alberts Residenzstadt wurde der germanische Vorort modernster Kunst; dort lernten wir Meunier und Rodin, Van de Velde und Zuloaga kennen. Und der König schalt nicht, ließ lächelnd Alles geschehen. Warum nicht? Die gute alte Sachsenkunst, deren Produkte so patrizisch aussehen, so behaglich und allerliebst ungezeitgemäß, behielt auch neben dem Alerneusten noch ihren Werth.

Eine Renaissance?

Henry van de Velde hat ein interessantes Buch über die Renaissance im Kunstgewerbe geschrieben; er vertheidigt darin mit oft bewundernswerther Sicherheit sich und seinen Stil und giebt eine Schilderung der industriellen Künste seit Morris. Ich weiß nicht recht, was den Reiz giebt, gegen dieses Buch zu schreiben, sogar aus dem eigenen Lager heraus. Ob es die kühle Selbstverständlichkeit ist, mit der diese kleine Geschichte lediglich sub specie van de Velde's aufgefaßt wird, die Dialektik, mit der er gegen die Angriffe auf seine Kunst antwortet, oder die sehr persönliche Form des Ganzen. Ich glaube nicht, daß das Buch für van de Velde Profelyten machen wird. Dumme Leute werden es nicht verstehen, Kluge werden sich darüber ärgern. Selbstverständlichkeiten und Thorheiten werden darin mit solcher Gelassenheit, ja, mit so viel Pathos behandelt, daß sich die Opposition selbst dann regen würde, wenn der Hauptinhalt des Buches Einem willkommen wäre. Das Pathos ist das Feinlichste daran.

Um was handelt es sich eigentlich? Der naive Leser wird, wenn er das Buch hinter sich hat, das mehr oder weniger unklare Gefühl haben, von einer Erscheinung in Kenntniß gesetzt zu sein, die vollkommen unbegreiflicher Weise ihm bisher entgangen war: eine kulturelle Thatsache von ungeheurer Wichtigkeit, eine Formel der Modernität, die geeignet ist, die Welt umzustärken. In Wirklichkeit handelt es sich, wie der Titel lautet — und man muß dem Ausländer das ominöse Wort nachsehen —, um Kunstgewerbe. Das ist zu wenig für das große Pathos.

Kunstgewerbe ist heute sehr beliebt; und die Leute, die es betreiben, stehen in dem Ansehen, mit dem man sonst nur mit Pathos zu behandelnde hohe Kunst bedachte. Im Grunde ist es ein um nichts mehr oder weniger legitimes Mittel, Geld zu verdienen, als irgend Etwas. Man macht hübsche Sachen, um sie zu verkaufen; daß man sie gediegen, besser als Andere macht, erleichtert ihre Verkäuflichkeit. Das ist der einzige moralische und vernünftige Standpunkt; nur wenn man Dinge macht, die dem System von Angebot und Nachfrage entsprechen können, kann man nützen. Wozu also das Pathos? Was würde man von dem betriebsamen Schuster sagen, der mit solchem Pathos seine gewerblichen Ansichten afficirte? Auch so was giebt es. In London auf der Bondstreet hat mich mal ein Schuster drei Stunden lang gefesselt mit einem Vortrag über seine einzig naturgerechten Stiefel, die er im Gegensatz zu seinen Kollegen vorn breit und hinten schief machte; und das Pathos, mit dem der junge Worth oder Madame Paquin in Paris über ihre Kostüme reden, ist nicht weniger feierlich als das van de Velde's . . . Nur lassen diese Leute nicht all ihre Meinungen drucken; und wenn sie es

thun, erreichen sie nicht diese literarisch ganz positive Aufmerksamkeit. Von de Belde glaubt aber, Kultur zu machen und daher zu mehr berechtigt zu sein als ein Schuster oder Schneider gleicher Bildung; und darin irrt er.

Wie ein einschneidendes historisches Ereigniß wird das Auftreten der Belgier in den neunziger Jahren geschildert und mit der Bedeutung der englischen Bewegung verglichen. Auch diese ist recht überschätzt worden, aber sie bedeutet denn doch etwas mehr als die brüsseler Heldenthat. Man fängt wohl überhaupt nachgerade an, über das künstlerische Heldenthum skeptischer zu denken, zumal wenn sich damit der Begriff des Märtyrertums verbindet; in den meisten Fällen ist das Märtyrertum des Künstlers vielmehr eine Folge der Vernachlässigung gewisser unentbehrlicher Qualitäten rein sozialer Art als künstlerischer Fragen; Künstler, die, ganz abgesehen von ihrem Talent, in den Kampf ums Dasein das Bischen Lebensweisheit mitbringen, das jeder Schuster oder Schneider eben so braucht, gehen selten zu Grunde. Gerade in dem weniger heldenhaften Auftreten der englischen Künstler der vorangehenden Bewegung liegt ihr Uebergewicht. Es war normaler. Es folgte aus dem englischen Empire mit der Sicherheit, mit der in Frankreich ein Louisstil aus dem anderen hervortauchte, und hatte jene latente Popularität, die nur der Jahre bedarf, um zur wirklichen zu werden.

So groß in Brüssel das Verdienst des Einzelnen war, so groß die Kühnheit, deren es bedurfte, um so geringer war die kulturelle Bedeutung dieses Versuches, weil es ihm an dieser latenten Popularität fehlte. Ich hoffe, erklären zu können, wie ich es meine.

Man kann sich mit einiger Phantasie einen Menschen vorstellen, dem es durch ein äußerst persönliches, ganz an seine Existenz gebundenes Mittel gelingt, die Menschheit in einer nie gesehenen Weise zu beglücken. Man denke an einen Wunderthäter, wie ihn die Religionsagen hervorgebracht haben, mit Abstraktion der sittlichen Wirkung, an einen großen Hypnotiseur, der sich in den Kopf gesetzt hat, sein Talent nur zum Guten zu benutzen. Mag ein solcher Mensch noch so viel thun: er bleibt ein Phänomen und seine Wirkung verschwindet, praktisch gesprochen, wie eine Seifenblase im Meer der Allgemeinheit, während der gar nicht phänomenale Dichter, Denker oder Künstler, der nichts Anderes thut, als seiner Zeit eine jener latenten Qualitäten zu offenbaren, die unmittelbar aus ihr folgen und unmittelbar auf sie weiterwirken, der Arzt, der innerhalb der Mikrobentheorie etwas entscheidend Neues entdeckt, der Industrielle, der innerhalb unserer industriellen Mittel ein neues Gebiet aufschließt, kulturell unendlich mehr bedeuten. Es kommt nicht lediglich auf das Geben an; man muß mit der Gabe Etwas anfangen können; der Beschenkte muß das latente Bedürfniß haben, das durch die Gabe befriedigt wird. In unserem Falle sind es nicht zu übersehende, sehr

komplexe Verhältnisse, die diesen latenten Zustand bedingen. Die meisten Patrioten lassen ihn von lediglich nationalen Fragen abhängen; solche Fragen spielen sicher überall, wo es sich um Stil handelt, mit, aber sie sind hier, in unserem heutigen Leben, bei der Gemeinsamkeit der Mittel und der Bedürfnisse nicht mehr entscheidend. Es wäre thöricht, van de Velde aus seiner historischen Zusammenhanglosigkeit — er versucht vergeblich, sie in seinem Buche durch seine Beziehung zum Kosoko zu überbrücken — einen Vorwurf zu machen. Man wird die größte Mühe haben, den Zusammenhang des Bunsen-Brenners oder eines Motorwagens von Dion Bouton mit der Vergangenheit nachzuweisen; und trotzdem sind es recht nützliche Gaben. Ein ernsthafter Vorwurf kann nur in der Frage des reinen Nutzens liegen.

Van de Velde hat sich in seinem Buch zu viel, namentlich aber zu wenig gethan. Seine Rolle in der belgischen Bewegung ist eine ganz andere als die Williams Morris in der englischen, mit der ein Vergleich nahe liegt. Morris schloß vorhandene Elemente mehr oder weniger geschickt zusammen; van de Velde schuf neue Elemente. Er nur allein hat wesentlich neue Gedanken in die Sache hineingebracht. Die Namen der von ihm mit schätzenswerther Pietät citirten Künstler bedeuten Dem gegenüber gar nichts. Es wäre nicht schwer, nachzuweisen, daß van de Velde eine der größten künstlerischen Energien dieses Jahrhunderts ist. Es hat selten einen Menschen gegeben, der so konsequent seine Art durchzudrücken verstanden hat; man findet diesen Fanatismus des Individualitätbewußtseins sonst nur in der Kriegsgeschichte. Der Schatten, den er in einem darüber zu schreibenden Buche werfen würde, ist gigantischer, als es sich selbst die treueste Verehrerin des Künstlers heute träumen läßt. Nur dürfte man ein solches Buch nicht außerhalb einer rein biographischen Bedeutung stellen. Man kann von ihm in eben so hohen Tönen reden wie von Millet oder Manet, aber man darf sich nie einfallen lassen, zu glauben, daß er für seinen Kreis eben so viel bedeutet wie jene Künstler für ihren. Millet rettete eine große zeichnerische, Manet eine grandiose malerische Tradition. Wohl ist der Wirkungskreis dieser Leute klein; er ist das winzige Spezialinteresse eines Spezialfaches, das leider mit dem Heute unendlich wenig zu thun hat. Van de Velde's Kreis ist viel größer; er liegt — oder soll liegen — zwischen den Polen der Nothwendigkeit unseres Daseins; aber die Rolle, die er selbst darin bis heute gespielt hat, ist gering, nicht nur praktisch und für den Augenblick — Das wäre gleichgiltig —, sondern auch in jeder theoretischen Zukunft; sie ist jaust die, von der er hinwegdrängte, die Rolle, die etwa ein genialer Maler im heutigen Leben spielt. Und der Fall liegt so unglücklich, daß man dem heutigen van de Velde im Interesse der Allgemeinheit wünschen muß, keinen anderen Einfluß zu gewinnen. Den Grund findet man in allen Aeußerungen dieses

thatächlich vorhandenen Einflusses, von dem zu reden sich nicht lohnt, und in der Unzulänglichkeit der Mittel des Künstlers, sobald man sich einmal ihn selbst wegdenkt. Er ist eine höchst interessante ästhetische Studie; zur kulturellen Bedeutung aber für die Allgemeinheit gehört gerade das Gegentheil Dessen, auf das van de Velde stolz ist. Kulturell bedeutet vielleicht der Einfall des jungen bremser Dichters, dem es in den Sinn kam, sich in München, ohne Nimbus, aber mit sehr viel Geschmack eine Wohnung einzurichten, die in idealer Form dem Bedürfnis entspricht, ohne im Mindesten originell zu sein, mehr als die verblüffende Originalität des belgischen Meisters; und das Verdienst unseres Peter Behrens, dem es allein gelungen ist, die großherzogliche Ausstellung von modernen Häusern in Darmstadt vor der Lächerlichkeit zu retten, ist größer als der Werth der ungleich tieferen Erfindung van de Velde's. Der viel umstrittene Satz von den Gefahren des Genies auf den Thronen der Völker scheint in diesem kleineren Reich eine bestimmtere Bestätigung zu erhalten. Wenn man dies Gebiet nicht mit der Lupe des Fachpatriotismus betrachtet, scheint hier das starke Genie nur in geringen Dosen genießbar. Die Emanzipation vom Genie, eine unserer größten Kulturaufgaben, viel wichtiger als die Emanzipation von dem Geld und anderen mit Schlagwörtern unseres Sozialismus bezeichneten Mächten, ist hier die Grundlage jeder vernünftigen Entwicklung.

Der ganze Sozialismus van de Velde's, auf den er zuweilen anspielt, scheint Spielerei; er ist sicher der stärkste der vielen Widersprüche in diesem Menschen; und es ist fast unbegreiflich, daß sich seine scharfe Logik dieser Thatsache nicht bewußt wird. Kein monarchischer Absolutist ist im Instinkt so antisozial wie der Sozialist van de Velde. Es giebt nichts, was so treffend die Symptome aristokratischer Einzellerscheinung trägt wie diese Kunst. Nicht genug damit, daß schon unsere ganze gute, moderne Malerei und Skulptur reiner Kaviar ist: jetzt wird auch, wenn es nach van de Velde ginge, das Gewerbe zum Amateursport. Nur für Amateure ist Alles, was er macht, bestimmt, wegen des verwendeten Mittels nicht minder als wegen der ganzen, äußerst spezialisirten Eigenart. Denn man wird mir, um van de Velde's Kommunismus zu beweisen, hoffentlich nicht den berühmten Einfluß entgegenhalten, den van de Velde in Deutschland, Oesterreich und in vielen anderen, ja, den meisten Ländern übt. Wenn es irgend etwas noch Niedrigeres giebt als das Niveau, auf dem wir vor van de Velde waren, so ist es das der üblen Kohorte von Fabrikanten, die à la van de Velde arbeiten und unsere Häuser innen und außen mit den selben Ekel erregenden Warmlinien überziehen. Unbegreiflich, daß sich der Meister, der diese üblen Geister rief, dagegen nicht wehrt, daß er diese Banausen nicht brandmarkt, die zu beweisen versuchen, daß seine ganze Sache nur Manier ist, die aus

seinen persönlichen Zeichen die billige Basis einer Mode zu machen versuchen; daß er nicht konsequent genug ist, zu sagen: Ich bin allein und muß allein bleiben. Bei seiner Charakteranlage wäre dieser Wunsch gewiß aufrichtig. Das ist die faulste Seite des Buches van de Velde's, gegen die sich bei mir die heftigste Opposition regt. Mit großer Geste weist er auf den unsäglichen Einfluß seiner Ornamentik hin; und da er ihn nicht hindern kann, sagt er strahlend: Dies ist mein Werk!

Ich hätte Michelangelo sehen mögen, der in einer größeren Sache in ähnlicher Lage war, wenn man ihn auf den großen Einfluß aufmerksam gemacht hätte, der von ihm ausging; etwa auf die heiteren Engelschen über den Thüren, die sich bis heute erhalten haben und jetzt von den belgischen Linien verdrängt werden. Ich glaube, er hätte, bei seinem Temperament, den unberufenen Kritiker die Treppe hinunterbefördert. Und dieser italienische Unfug war denn doch noch etwas Anderes als die brüsseler Renaissance.

Van de Velde konnte schwelgen; oder — Das war schwieriger —: abschwören! Gerade das Gegentheil thun! Nicht beweisen, wie er es in unbegreiflicher Ausführlichkeit versucht, daß die belgische Linie besser ist als die der Blumen oder Gemüse, sondern zeigen, daß diese ganze berühmte belgische Linie an sich so gleichgiltig ist wie der kühne Schwung eines wohlgepflegten Fingernagels. Ich mußte fürchten, mich auf die allerbanalsten Gemeinplätze zu verirren, wollte ich nachweisen, daß ein Ornament an sich überhaupt nicht existirt, eben so wenig wie es eine Liebe an sich giebt; immer gehört ein Objekt dazu. Die Frage, wie dies Objekt schön herzustellen sei, ist nicht von der Detailfrage des Ornamentes abhängig; es giebt sehr viele schöne Dinge, die gar kein Ornament tragen, und bei solchen, die damit versehen sind, kommt nicht in Frage, ob das Ornament an eine Blume oder an meine Großmutter erinnert oder überhaupt abstrakt (?) ist. Van de Velde wirft allen Gewerben, die vor ihm da waren, vor, daß sie die Unwahrheit und Unlogik in die Gemüther säten, weil sie uns zwangen, auf Teppichen zu gehen, die Blumenbeeten glichen, und unsere Wände in Perspektiven verwandelten. Das ist billige Weisheit. Ein Teppich, der keine andere Qualität hat als die, einem Blumenteppeich zu gleichen, oder eine Wanddekoration, die lediglich den Zweck hat, unser Auge zu täuschen, kommt hier überhaupt nicht in Frage. Es ist denn doch arg naiv, in dem Gewerbe der Vergangenheit nur solche naturalistischen Räpchen zu sehen. Was uns an den guten uns überlieferten Sachen freut, ist jaß der Stil und das prachtvolle Metier. Die bringen in den Genuß Elemente mit, die das Sujet dieser Dinge ganz in den Hintergrund drängen. Ich muß sagen, daß mir ein guter Gobelin von Watteau immer noch lieber ist als ein schlechtes persisches Muster der selben Zeit.

Es wäre bedauerlich, wenn die endlich errungene Freiheit von alten

Vorurtheilen nur dazu dienen sollte, uns in neue und nur noch engere Theorien zu stürzen. Wenn es aber etwas Unantastbares auf diesem Gebiet giebt, so ist es das Gesetz der Logik und Konstruktion. Hier, in der scharfen und zeitgemäßen Erfassung dieses Gesetzes, liegt die Kultur; nicht in den Schlangenglinien. Gerade von diesen Gesetzen aber hat sich van de Velde so weit wie möglich entfernt. Es giebt nichts Unkonstruktiveres als seine Möbel, die am Deutlichsten seine Eigenart zeigen. Man findet eine Unmenge Details bei ihm, die aller vernünftigen Verwendung von Materialien widersprechen.

Aber meine Kritik ist keine Klippeschule. Dieser scharf umrissenen Persönlichkeit, deren künstlerischer Wille sich elementar ausdrängt, war erlaubt, was bei kleineren Verbrechen wäre; und unser schöner Persönlichkeitskultus sorgte dafür, daß man ihr auch da folgte, wo sie hart an Unmöglichkeiten grenzte. Sie gab uns dafür, statt logischer Befriedigung, starke Impulse und lehrte uns auf einem neuen Felde das Wirken der Persönlichkeit schätzen. Die Anerkennung dafür ist nicht ausgeblieben; es wird selten einen Künstler gegeben haben, der im fremden Land so schnell zur Berühmtheit gelangt ist. Aber gerade deshalb erwächst Denen, die an dieser Anerkennung theilhaftig waren, das Recht zur Opposition da, wo die Wirkung des Erfolges den Künstler auf Abwege treibt. Groß wäre, wenn van de Velde heute, wo er sich leisten kann, auf die Fehler seiner Vorgänger verzichtete; denn gerade in diesen Fehlern hat die banale Welt am Meisten seine Größe gesehen; wenn er aufhörte, im Sinne dieser Welt originell zu sein, um im höchsten Sinne werthvoll zu werden. Das wäre eine bessere Antwort als der kümmerliche Versuch, sich zum Haupt seiner traurigen Epigonen zu machen. Uebrigens geht er in der Auffassung dieses Epigonthumes etwas zu weit. Die dresdener Ausstellung, in der zum ersten Male in Deutschland Werke van de Velde's zu sehen waren, gab nicht, wie er behauptet, den Anfang zur deutschen Bewegung. Ich zum Beispiel hatte schon vorher manche Zeile über deutsche Gewerbekünstler geschrieben, folglich mußte es solche Künstler geben. In München und an anderen Orten regten sich schon manche versprechende Versuche, die nichts von van de Velde wußten, und thatsächlich ist auch heute der ernsthafteste Theil der deutschen Künstlerschaft von ihm unberührt. Beeinflußt wurden nur die Leute, die nichts Besseres zu thun hatten, die Masse, die immer einen Beeinflusser braucht. Auf die Besseren war sein Wirken mehr moralischer Art; er gab ihnen Muth, es in ihrer Art eben so zu machen. Auch rein praktisch wird Manches in die mehr oder weniger dauernde Formwelt der Gegenwart übergehen. Der rückblickenden Geschichte werden diese Details, die der heutigen Fachschriftstellerei als unendlich wichtig erscheinen mögen, als nebensächlich verschwinden. Sie wird unsere Verkehrsmittel, unsere Maschinen, unser Handelsgetriebe registriren und die künstlerischen

Versuche zur Hebung des Gewerbes als Künsteleien betrachten. Sie wird erkannt sein, daß eine so konsequent vorgehende Zeit im häuslichen Gewerbe nicht eben so bewußt fortschritt und des künstlerischen Nimbus bedurfte, um etwas höchst Selbstverständliches zu thun. Man wird sich wundern, wie man über so einfache Dinge so viele Worte machen konnte, während sich unsere industriellen und wissenschaftlichen Erfolge so klanglos vollzogen, und man wird schließlich in dieser ganzen Aesthetik der vielen Worte nur das atavistische Zeichen einer Rasse sehen, die so thöricht war, von dem Maler, Bildhauer, Dichter eine Kultur zu erwarten, die auf natürlicherem Wege längst entstanden war.

Paris.

Julius Meier-Graefe



Elfte Rangklasse.

Der junge Fritz Murmann sah endlich sein langjähriges Sehnen erfüllt: er war einem neu gebildeten Departement als fest angestellter Beamter zugetheilt worden, mit einem Gehalt von . . . na, an die Höhe des Gehaltes wollte er vorläufig lieber noch nicht denken; erst die Freude der festen Anstellung auskosten. Es ist doch ein erhebendes Gefühl, mit ruhiger Zuversicht in die Zukunft sehen zu können, des Vorrückens und der Pensionberechtigung sicher, wenn dieser Ausblick selbst nur von der Niederung einer ersten Rangklasse genossen wird. Zumal, wenn man eine Frau hat. Bei diesen Herrlichkeiten konnte er es schon in den Kauf nehmen, von den neuen Kollegen nicht sehr freundlich angesehen zu werden.

Das thaten sie denn auch gründlich. Einen „Neuen“, den Niemand kennt, von weiß Gott wo hereinkommen, ist eben eine böse Sache. Kann man wissen, welcher Protektor hinter ihm steht?

Fritz Murmann-drückte sich in die Ecke und suchte durch das allervorkommendste Wesen die Herren mit seinem Dasein zu versöhnen. Ihm war dieses streng geregelte Beamtenleben — in seinem innersten Innern wagte er, es „Kastengeist“ zu nennen — ganz fremd und er fühlte sich recht unbehaglich. Ein Glück war für ihn, daß er einen früheren guten Bekannten im Departement fand, der ihn mit großer Freundlichkeit empfing. Sie waren zwar nicht in einem Zimmer zusammen, da der Freund schon ein höheres Arbeitsgebiet hatte, aber es kam doch zuweilen zu einem wohlthunenden Meinungsaustausch zwischen ihnen. Auch hatte Fritz Murmann dem Anderen schon eine Gefälligkeit erweisen können. Vor dem Schreibtisch des Anderen stand ein Sessel, der an entsprechender Höhe mehr zu wünschen übrig ließ als an stilgerechter Unbequemlichkeit, ein wahres Marterinstrument für eine starke Figur unter Mittelgröße, wie sie der

Unglückliche zufällig hatte. Fritz Murmann war groß und, als gewandter Turner und schüchternster Neuling im Kante, minder empfindlich. Er erbot sich, zu tauschen, und überließ dem Freunde seinen höheren Sessel.

Eine Weile hatte es Fritz Murmann geschienen, als wäre das Benchmen seiner Kollegen minder schroff geworden; doch merkte er bald, daß er sich getäuscht hatte. Geradezu Eiseskluft umwehte ihn. Überall begegnete er mißtrauischen Blicken, mehr denn je sah er sich gemieden. Anzüglichke Bemerkungen wurden hörbar über „Teute, die sich was Besseres dünken und lieber draußen bleiben sollten.“ Sprachten Zwei und er trat dazu, so wurde das Gespräch rasch abgebrochen. Am Fremdblichsten war noch der Diener, aber auch nur, wenn er ihn allein sah; dann nahte er ihm sogar mit unterthäniger Höflichkeit. Sobald aber Andere in der Nähe waren, machte er einen weiten Bogen um Fritz Murmann herum und hörte nicht, wenn Der ihm Etwas zu sagen hatte.

Der arme junge Mann war verzweifelt. Womit hatte er diese Haltung verdient? Er konnte sich mit gutem Gewissen sagen, daß er fleißig, gefällig, pünktlich und gewissenhaft war wie Wenige. Seine Frau sah ihren Glatten mit langer Sorge immer verstimmt und düstere werden. Das erste Wehst empfieng sie mit Thränen, die ihr nicht nur dessen Kleinheit erpreßte. Die mit Fremde begelichte Stellung war eine Quelle des Kammers geworden. Velder war auch Fritzens einziger Freund, weil er erkrankt war, auf Urlaub gegangen. So hatte der Krme keinen Menschen mehr, der ihm rathen, ihn aufrichten konnte. Das Bisheln und die mißbilligenden Blicke der Anderen wurden immer unerträglich.

Eines Tages hörte er den Chef mit Donnerstimme nach Bastian, dem • Diener, rufen. „Aha, schlagendes Wetter heute“, murmelten die Herren.

Bildete sich Fritz Murmann nur ein, daß sie wieder Alle nach ihm sahen? Er sah der Thür am Nächsten, so hörte er auch, wie der Chef den Diener anschnauzte:

„Rufen Sie mir den Rümme! vom Departement VI.“

Er konnte sich, trotz Wochen langer bureaukratischer Sucht, eines innerlichen Nachens nicht erwehren. Also besaß der gute Bastian solche Personalkenntniß, daß er genau wissen mußte, wer der „Rümme! vom Departement VI“ sei. Welche Empfindungen hatte er aber, als Bastian, ohne zu zögern, geraden Weges auf ihn zuring und ihn zum „Gestrengen“ befaht.

„Was erlauben Sie sich“, wollte Fritz Murmann rufen; doch zu rechter Zeit fiel ihm noch ein, daß es „gekränkte Ehre“ in der ersten Rangklasse noch nicht geben dürfe. Also hinunterschlucken. Er hatte doch schon viel gelernt.

Der Chef empfing ihn äußerst ungnädig: Fritz Murmann hatte einen Akt nicht amtsstilmgemäß abgefaht; er hatte sich erlaubt, eine eigenmächtige stilistische Wendung zu gebrauchen.

„Ueberhaupt“, fuhr der Chef ihn an, „nehmen Sie sich zu viel Freiheiten heraus und Uebergriffe, ich hab's schon gehört. Sie sind ein Streber!“

„Ich, ich . . . weiß wirklich nicht . . .“ stotterte Fritz Murmann bestürzt.

„Natürlich. Das habe ich ja gleich gewußt, daß Sie nicht 'wissen' werden! Aber wir wissen! Wir haben Augen und Ohren und Menschenkenntniß, wir sehen Ihre geheimen Schleichwege, den Mangel an Subordination, auch wenn wir lange dazu schweigen. Sie sind ein Streber; und solche Leute können wir

hier nicht brauchen! Hier herrscht Gerechtigkeit und Ordnung! Merken Sie sich Das, junger Mann!"

Eine Frau zu Hause und Pensionberechtigung sind ein treffliches Beugungsmittel für Mannesstolz. Widersprechen darf man ja nicht, in keiner Rangklasse. Freiz Murmann wankte schweigend an seinen Platz zurück. Aber innerlich war er verzweifelt, gebrochen. Was sollte er thun? Mühte er nicht doch schließlich seine Entlassung einzurufen?

Endlich kam sein Freund wieder ins Amt. Auch er war kühler in seinem Benehmen. Natürlich, Freiz Murmann wunderte sich über nichts mehr. Er sagte aber doch dem Ruch, ihn um seine Meinung zu fragen; was er begangen haben könne und was er thun solle. Der Freund war etwas verlegen. „Ja, sehen Sie, da ist Verschiedenes. Sie sind noch nicht von dem richtigen Bureaugeist befeelt. Zum Beispiel haben Sie hier eine Decke . . .“

„Ein Geschenk meiner Frau; was ist damit?“

„Ja, recht schön; aber die Decke ist roth und in dem Zimmer hat Alles grün zu sein. Und vor Allem: für die erste Rangklasse giebt es überhaupt noch keine Tischdecken. Doch Das nur nebenbei. In der Hauptsache . . . ich habe es herausgebracht und wollte mich schon entschuldigen, denn ich kanns nicht leugnen: da bin ich schuld an Ihrer schwierigen Stellung.“

„Was, Sie, Doktor?“ unterbrach ihn Freiz Murmann bestürzt; „ja, schadet es mir vielleicht, daß ich mit Ihnen verkehre oder vielmehr Sie mit mir?“

„Ich glaube nicht, daß Ihnen Das gerade schadet,“ entgegnete der Andere ernst, „obgleich es vielleicht, mit Rücksicht auf Ihre Kollegen, besser wäre, unseren Verkehr etwas förmlicher zu gestalten. Es ist noch etwas Anderes; eigentlich überrascht mich die Sache nicht. Ich bin länger im Amt und hätte es wissen sollen, was für Folgen . . .“

„Nun, was?“ forschte Freiz Murmann ungeduldig.

„Ja, sehen Sie, Herr Murmann, Sie hatten die Freundlichkeit, meinen Sessel mit Ihrem zu vertauschen. Nun ist Das aber ein Sessel der neunten Rangklasse! Sie haben sich da also vor den Andern, sozusagen, Etwas angemaßt, das nicht zu Ihrem Range paßt. Das ist Ueberhebung, Rebellion.“

„Um des Himmels willen,“ schrieb Freiz Murmann, „in meinem Leben werde ich hier keinem Menschen mehr gefällig sein! Da, nehmen Sie Ihren Unglücksstuhl, ehe ich verurtheilt werde! Ich lasse Ihnen meinetwegen noch ein Polster darauf machen, — aus der Decke meiner Frau.“

„Verzeihen Sie, daß ich Ihnen solche Angelegenheiten bereitet habe“, entgegnete der Andere sanft. „Es thut mir sehr leid! Das Polster nehme ich mit Dank an; ich kann es schon riskiren, ein Polster zu haben, und für Sie ist's besser, wenn keine Decke daliegt. Bei uns ist es einmal nicht anders.“

Freiz Murmann war gerettet. Einmal wurde er zwar bei einer Vorrückung noch übergangen, wahrscheinlich, um sein Streberthum vollständig zu unterdrücken, doch allmählich verlor sich das Mißtrauen. Er gewöhnte sich an den Gang im Geleise der Amtseregeln, der Sessel des Anstoßes war aus dem Wege geräumt. Und aus dem schwarzen Schaf wurde ein weißes.

Wien.

Helené Wigerka.



Chrysanders Händel-Einrichtungen.

Es war vorauszusehen, daß nach dem Tode des großen Händelforschers Friedrich Chrysander seine Gegner jede Gelegenheit benützen würden, um sein Werk zu vernichten. Da ich zu Denen gehöre, die durch längeren persönlichen Verkehr mit dem Verstorbenen als Eingeweihte gelten, und deshalb vielfach interpellirt werde, so fasse ich noch einmal kurz zusammen, was zu beachten ist.

Die Art, wie Händel aufzuführen ist, mußte darum streitig sein, weil sich innerhalb der letzten anderthalb Jahrhunderte in der Musik die größten Umwälzungen vollzogen haben und weil die Tradition der händelschen Praxis verloren gegangen war. Bei der Benutzung der Original-Partituren Händels stellte sich heraus, daß sie der Ergänzung bedurften. Diese Ergänzung war zu Händels Zeiten etwas ganz Selbstverständliches und jedem Musiker Geläufiges. Da die Gegenwart nichts Genaueres darüber wußte, begann sie, auf ihre Art zu ergänzen. Nach verschiedenen Vorgängern, zu denen schon Mozart gehörte, war der verdienstvollste Arbeiter auf dem Gebiete Robert Franz. Sein künstlerisches Feingefühl und das intensive Studium der alten Kunst erlaubten ihm, in der Ausfüllung des musikalischen Saßes im Stil jener alten Meister, vornehmlich Händels und Bachs, zu verfahren. Er fand darum die Anerkennung von Männern wie Liszt und wirkte für die Wiederaufnahme der alten Werke viel Gutes.

Nun gelang es aber den langjährigen Forschungen Chrysanders, genau festzustellen, in welcher Weise zu Händels Zeit die Werke aufgeführt worden waren und wie man verfahren müsse, um sie in seinem Geist wieder zum Leben zu erwecken. Und dabei ergab sich, daß die Einrichtungen von Robert Franz, so tüchtig sie an sich waren, zu der alten Praxis in größtem Widerspruch standen. Sie gönnten nicht nur dem alten Fundament, Orgel und Cembalo, nicht den Antheil, den sie schlechterdings haben mußten, sondern führten auch Instrumente wie die Klarinetten ein, deren Klang der Musik Händels völlig fremd ist. Dagegen beachteten sie nicht das Verhältniß, in dem die Bläserbesetzung zur Streicherbesetzung stehen mußte, wußten nichts davon, daß die Sologesänge der Oratorien nach den Vorschriften jener Zeit unbedingt kolorirt werden mußten, und verwischten so Händels Absichten in vielen Fällen bis zur Unkenntlichkeit. Daraus ist jenen Herausgebern kein Vorwurf zu machen, denn damals existirten die Einrichtungen Chrysanders noch nicht für die Öffentlichkeit. Aber jetzt ist die Reaktion gegen ihn unkünstlerisch und unwissenschaftlich zugleich.

Selbstverständlich ist Händel auch in den alten Bearbeitungen nicht tot gemacht und die „verschleierte Technik“ ist kein Unglück, das unerträglich

wäre, wenn man sich ihrer bewußt bleibt. Wo in einer kleinen Stadt das theure Notenmaterial der alten Bearbeitung da ist und das nöthige Geld fehlt, soll man natürlich, ehe man die Aufführung ganz unterläßt, sich mit der ungenauen Reproduktion begnügen und hoffen, daß man später oder anderswo mal eine gute in der Originaltechnik haben kann. Aber unsere führenden Konzertsinstitute und die ernste künstlerische Kritik sollten doch wissen, was sie zu thun haben. Und Das wissen sie eben leider nicht überall. Wo die Möglichkeit vorhanden ist, Handel in der Chrysander'schen Form aufzuführen, und wo man trotzdem im alten Schlandrian bleibt, ist einfach eine Verhündigung am Geiste Handels zu konstatiren. Das sollte stets mit nackten, energischen Worten gesagt werden. Was würden wohl die Leute, die jetzt bei Handel ohne Cembalo und mit zwei Oboen wirthschaften, sagen, wenn ihnen Jemand das Heldenleben von Strauß mit vier ersten Geigen, drei Hörnern, ohne Harfe und Tuba vorspielte? Ich denke, man würde es einen Skandal und eine künstlerische Verirrung nennen. Oder wenn Jemand aus Wagners Partituren alle *crescendi* herausstriche oder in Beethovens Sonatenfügen bei der Wiederkehr der Themen die Melismen fortließ und Alles so spielte wie beim ersten Auftreten des Themas? Man würde ihm jede künstlerische Würde absprechen. Ist denn bei Handel anders? Es ist mit wissenschaftlicher Unfehlbarkeit nachgewiesen, daß die Verzierungen bei der Wiederholung, die spätere Komponisten ausschrieben, von Handel unbedingt gefordert wurden, obwohl sie nicht da standen. Das lernte damals jeder Sänger. Und da hilft kein Jatern: „Das ist geschmacklos.“ Lernet lieber erst einmal ordentlich singen und hören!

Ich habe vor Jahren Chrysander einmal den Vorschlag gemacht, er möge drei handelsche Arien mit dem Titel herausgeben: Drei Arien von Handel mit Verzierungen herausgegeben von Chrysander. Er hats leider nicht gethan. Wie würde sich die Kritik über ihn gestürzt, die Arien mit den vorhandenen Originalausgaben verglichen und geschrien haben: „Seht, so geht dieser Mensch mit unserem Handel um. Nicht wiederzuerkennen. Diese Verunstaltung! Musikdirektoren Deutschlands, wahet Eure heiligsten Güter.“ Und ein paar Wochen danach hätte der Alte von Bergedorf lachend aus seiner Druckerei das Faksimile des handelschen Autographs hinausgeschickt; die drei Arien hatte Handel nämlich selbst in einer Ruhestunde oder auf Wunsch eines Sängers so verziert, wie ers haben wollte. Schade, daß Chrysander den deutschen Kritikern diese Blamage erspart hat.

Run, sie beweisen ja ihre Unwissenheit so schon oft genug, wenns um Handel geht. Der neueste Sport, den sie treiben, ist die Konstruktion eines Gegensatzes zwischen praktischem Musiker und Musikgelehrten. Chrysander ist ein Musikgelehrter; die Aufführung großer Chorwerke ist aber eine eminent

praktische Aufgabe, von der der alte Stubenhocker nichts verstand, ergo, — laßt nur unsere Dirigenten machen! Was dabei herauskommt, will ich lieber nicht beschreiben. Aber konstatiren will ich, daß Chrysander mehr von Musikpraxis verstand als mancher Kapellmeister; und wenn er keine symphonische Dichtung hätte aufführen können, so war er in technischen Fragen bei Händel um so mehr zu Hause. Das ist doch hier das Ausschlaggebende. Wenn freilich Einer, der musikhistorische Bildung offenbar nicht hat, heutzutage schreibt: „Wie Händel aufgeführt wurde, weiß man nicht; also laßt unsere Konzertpraktiker ihre Erfahrungen benutzen und die Werke möglichst so herausbringen, wie sie jetzt noch wirken“, so ist Das eine sehr unangebrachte Verallgemeinerung. Es ist allerdings sehr bequem, aus einem beschämenden: „Das weiß ich nicht“ ein entschuldigendes: „Das weiß man nicht“ zu machen. Aber: man weiß es eben; Der nämlich, der sich drum bekümmert und Etwas gelernt hat. Und so konnte mit Recht neulich ein Kritiker, der Chrysander als bloßen Musikgelehrten bezeichnet und ihm die sachkundigen praktischen Musiker gegenüber stellte, mit den prächtigen Worten abgefertigt werden: „Händel und der alten Musik gegenüber hat man nicht zu unterscheiden zwischen Musikgelehrten und Fachmusikern, sondern zwischen gebildeten und unwissenden Leuten.“

Zu den unwissenden Leuten, die aber in allen Dingen, besonders auch in der Kunst, mit beneidenswerthem Freimuth Behauptungen aufstellen und den apodiktischen Ranzelton anschlagen, gehören leider auch sehr viele Theologen. Nachdem es jetzt selbst bei einigen Universitätsprofessoren Mode geworden ist, in einer unsachlichen Weise, die sich die übrigen Fakultäten verbitten würden, ohne jeden wissenschaftlichen Ernst Gegner abzuthun, kann man sich freilich nicht wundern, wenn die dem wissenschaftlichen Betriebe fernere stehenden Geistlichen im Amt sich gemüßigt fühlen, von ihrer Beredsamkeit auch bei Materien Gebrauch zu machen, über die sie kein Urtheil haben. So hat jüngst in einer deutschen Stadt, als ein wissenschaftlich vorwärts strebender Kritiker bei einer Händelaufführung darauf hinwies, daß man statt der benutzten Einrichtung von Robert Franz doch die Chrysanders wählen möge, der dortige erste Geistliche in einer Flugschrift eine Darstellung des Werthverhältnisses der beiden Einrichtungen gegeben, die von keinerlei Sachkenntniß getrübt war. Man muß gegen diese Annäherung theologischer Kreise, die von ihren geistig durchgebildeten Fachgenossen selbst aufs Schärfste verurtheilt wird, einmal um so energischer Stellung nehmen, als bei dem großen Einfluß, den solche behördlich sanktionirte Stimmen haben, viel Unheil aus der Verbreitung ihrer Anschauungen entstehen kann. Was würden die Herren wohl sagen, wenn ich etwa über Ritschls Theologie oder über Hartnachs Dogmengeschichte, ja, selbst über einfachere Materien nicht etwa meine

eigene Meinung haben, sondern sogar öffentlich gegen Fachgelehrte in einem Tone reden wollte, der jene Ignoranten belehren solle? „Ja, Bauer, Das ist ganz was Andres!“ Nein; auch zum sachlichen Urtheil über die Händel-Frage gehört eine ganz umfassende allgemein musikalische Vorbildung und lauges Spezialstudium; und es ist genau so unverzeihlich, wenn hier ein Dilettant mit seiner Stammtischweisheit öffentlich gegen die Männer vom Fach auftreten will, wie wenn ein Laie Pamphlete gegen die moderne Theologie vom Stapel ließe.

Es ist selbstverständlich, daß auch die Flugschrift, die zu diesen Anmerkungen Anlaß gegeben hat, den „Künstler“ Franz gegen den „Historiker“ Chrysander ausspielt und sich sogar nicht scheut, Mozart, weil er Händels Zeit näher gewesen sei, als besseren Ergänzer Händels hinzustellen als Chrysander. Als ob nicht gerade hier der Grund allen Streites läge, weil die außerordentlichen Unterschiede zwischen der Musikpraxis Händels und der, in die Mozart hineingewachsen war, eben das Mißverstehen der Intentionen Händels verschuldet haben! Eine gleich theologische Beweisführung ist's, den gutgeheißten Franz listig plötzlich als Autorität zu citiren und sein Lob der Bearbeitungen Franz's gegen Chrysander auszunützen, der damals mit seinen Einrichtungen noch gar nicht auf dem Plan erschienen war.

Welche Gründe führen nun eigentlich zu einer solchen Kampfweise? In früherer Zeit mögen mancherlei Verlegerinteressen mitgespielt haben, persönliche Beziehungen, alte Liebe und ähnliches Menschliche. Dazu schließlich der Haß gegen alles Neue, gegen alles Wissenschaftliche, gegen Alles, was keinen Schlenbrian duldet. Es sind viele üble Elemente, mit denen zu kämpfen ist. Mögen die deutschen Konzertinstitute, die auf ihre Würde halten, mag die deutsche Kritik, die bestrebt ist, sich allmählich zu der Höhe sachlicher, wissenschaftlich und künstlerisch gleich durchgebildeter Gründlichkeit aufzuschwingen, sich nicht verdrießen lassen, immer weiter zu kämpfen und einzutreten für eine der wichtigsten Errungenschaften, die die deutsche Kunst im letzten Jahrhundert gemacht hat. Gegenüber der böswilligen Verdächtigung aber, die auch in jener theologischen Flugschrift steht, daß wir reklamachste Propaganda für Chrysander trieben, verdient festgestellt zu werden, daß der alte Chrysander nicht nur unglaubliche Opfer an Zeit, Geld und Arbeitskraft gebracht, sondern sich auch jeder Verherrlichung stets entzogen hat und daß wir, die wir seine Schüler sind, und daß alle seine Mitarbeiter, mit einem Manne wie Hermann Kreyschmar an der Spitze, nichts bezwecken als eine möglichst reine und starke Wirkung des händelschen Universalgeistes auf unsere deutsche Kunst.

Leipzig.

Dr. Georg Goehler.



Fermente und Alkoholgährung.

Die Lehre von den Fermenten ist eins der interessantesten Kapitel der allgemeinen Biologie. Der Schleier des Räthselhaften, Geheimnißvollen liegt über diesen eigenartigen Stoffen, die, mit einer zauberhaften Kraft begabt, unter den ruhenden Molekularkomplexen die größten Verwirrungen anrichten, die gewaltigsten chemischen Umsetzungen bewirken und sich selbst scheinbar an diesem Prozeß nicht theilnehmen. Es dünkt uns ein Wunder, wenn wir sehen, wie eine feste Schicht von Bluteiweiß (Fibrin) sich binnen wenigen Stunden unter der Einwirkung eines sauren Extractes aus Magenschleimhaut auflöst und in seiner Natur energisch verändert; um so wunderbarer, als solche Eiweißkörper gegen chemische Eingriffe sonst ziemlich resistent sind. Dieser Extract enthält eins der sogenannten Fermente, das Pepsin; ein anderes finden wir in dem Speichel, ein ganz ähnliches in feimenden Gerstenkörnern, das Stärke spaltet, und andere Fermente der verschiedenartigsten Wirkung überall im Thier- und Pflanzenreich weit verbreitet.

Die Geschichte der Lehre von den Fermenten hat höchst sonderbare Wandlungen durchgemacht. Das Wort fermentatio drückte im Alterthum zunächst nur die bildliche Vorstellung von etwas Gährendem, Wallendem aus und wurde von den antiken Schriftstellern im Wesentlichen nur für die alkoholische Gährung und in weiterem Sinne auch für Fäulnißprozesse angewendet. Als dann im Mittelalter die geistige Klarheit der Alten in einen Wust von mystischer Schwärmerei und unklarer naturphilosophischer Betrachtung versank, als Jatro-Chemiker und Alchemisten sich als einzige Vertreter der „Naturwissenschaft“ breit machten, da begann auch eine lächerliche Spielerei mit dem Wort Ferment. Nicht nur wurden alle Vorgänge, die mit Gasentwicklung verlaufen, Fermentprozesse genannt: schließlich wurden auch allerlei mystische Dinge mit dem Wort Ferment bezeichnet. Nur sehr langsam vermochte die neu beginnende wissenschaftliche Erkenntniß sich durch diesen Wall von spekulativem Unsinn Bahn zu brechen. Man lernte allmählich erkennen, daß in der alkoholischen Gährung, dem Prototyp der Fermentprozesse, ein leicht faßbarer chemischer Vorgang, nämlich die Bildung von Alkohol und Kohlensäure aus Zucker, zu setzen sei; und Stahl, einer der genialsten Chemiker des achtzehnten Jahrhunderts, machte sich schon eine Vorstellung von dem Wesen eines Fermentprozesses, die, wenn auch, dem damaligen Stande der Kenntnisse angemessen, nur in ziemlich rohen Umrissen präzisirt, doch unseren modernen Anschauungen in überraschender Weise nah kommt. Stahl nahm an, daß durch die Fermente in dem zu verändernden Material Erschütterungsvorgänge eingeleitet würden, die durch ihre Fortleitung von Theilchen zu Theilchen die charakteristische Umsehung bewirkten. Die nächsten

achtzig Jahre brachten keinen wesentlichen Fortschritt. Freilich wurden in dieser Zeit die chemischen Vorgänge bei der Alkoholgährung und einigen verwandten Erscheinungen durch die klassischen Arbeiten von Laurent Lavoisier, Gay-Lussac und Anderen mit den neu gewonnenen Methoden der exakten chemischen Messung in allen Einzelheiten aufgeklärt; doch lag gerade diesen Experimentatoren das Feld der theoretischen Spekulation so fern, daß sie sich um eine Theorie der Fermente kaum Sorge machten.

Ein plötzlicher Umschwung trat gegen Ende der dreißiger Jahre ein. Waren bis dahin nur einzelne Fermentationen bekannt: die Alkohol-, Essig-, Milchsäuregährung u. s. w., so wurden jetzt neue, überraschende Entdeckungen auf diesem Gebiet gemacht. Zu den bitteren Mandeln fand Robiquet einen Stoff, den er Amygdalin nennt, und ein darin enthaltenes „Ferment“, das dieses Amygdalin in eben so charakteristischer Weise zu zerlegen im Stande ist wie das Hefeferment den Zucker. Unmittelbar darauf fand Schwann im Magensaft, Cordusart in der Bauchspeicheldrüse Fermente, die Eiweißkörper zerlegen, Leuchs im Mundspeichel, Bohnen und Persoz in Malzkörnern ein Stärkespaltendes Ferment. Liebig stellte zum ersten Mal seit Stahl eine Theorie der Fermentprozesse auf. Er acceptierte im Wesentlichen Stahls Ansicht und setzte nur an die Stelle dieser etwas unklaren Vorstellung einen präziseren Begriff. Er nahm an, daß eine chemische Zersetzung des Fermentes, auf das Substrat fortgeleitet, auch dort die Zersetzung bewirkt. Liebig's Theorie sollte für alle Fermentationen gelten; doch brachten zwei Umstände sie sehr bald zu Falle. Erstens erwies sich Liebig's Voraussetzung einer chemischen Zersetzung des Fermentes selbst als unhaltbar; die Fermente bleiben bei diesen Umsetzungen unverändert. Zweitens aber wurde durch die Entdeckung von Schwann und Cagniard-Latour, daß die Hefepilze lebende Pflanzen sind, Liebig's Theorie entwurzelt. Namentlich Pasteur und seine Schule haben diese Anschauung auf eine feste Basis gestellt und in unermüdlichem Kampf gegen die Schule Liebig's vertheidigt. Pasteur hält die Alkoholgährung und verwandte Erscheinungen einfach für Lebensvorgänge der Hefepilze: Sauerstoffmangel sollte es sein, der die Pilze zwingt, den Zucker zu Alkohol und Kohlensäure zu verarbeiten. Damit war eigentlich eine völlige Trennung zwischen diesen „geformten Fermenten“, den lebenden Pflanzen, und den nicht vitalen „unorganisirten“ Fermenten gegeben. Bedauerlich ist, daß durch Pasteurs Ansturm Liebig's Fermenttheorie auch für die ungeformten Fermente zu Fall gekommen ist; denn war auch ihre Grundlage falsch, so hatte sie doch einen berechtigten Kern. Es handelt sich unzweifelhaft bei den Fermentprozessen um Auslösungen von latenter Energie; die Fermente wirken ausnahmslos so, daß sie latente chemische Energie in Freiheit setzen, und meist so, daß sie aus höheren Molekularkomplexen niedere herstellen. Niemals können sie Prozesse bewirken,

bei denen Energie von außen her zugeführt werden muß. Die Wirkungen, die von Fermenten ausgelöst werden können, werden im Wesentlichen Prozesse sein, bei denen sich Wärme entwickelt (exothermale Prozesse); dagegen werden sie nur in seltenen, durch die theoretische Chemie genau bestimmbar Fällen endothermale Prozesse bewirken können, Prozesse, bei denen Wärme gebunden wird. Es wird sich im Wesentlichen stets um Spaltung- oder Abbauprozesse handeln, bei denen unter Umständen auch noch Einführung von Sauerstoff, also oxydative Prozesse eine Rolle spielen können. Auf jeden Fall kann eine theoretische Betrachtung der Fermentprozesse nur vom energetischen Standpunkt aus geschehen, vom Standpunkt der Beurtheilung und Messung von Energieumwandlungen, und insofern ist der Kern der Theorie Liebig's doch richtig. In neuester Zeit ist man auf der Bahn dieser Erkenntniß durch Ostwald um ein beträchtliches Stück weiter gekommen. Ostwald hat das große Verdienst, dem alten Wort: „Katalyse“ dem ihm bis dahin fehlenden Begriff gegeben zu haben. Unter Katalyse faßte man seit Berzelius eine Reihe von Prozessen zusammen, bei denen die bloße Gegenwart eines dritten Stoffes zwei andere Stoffe zur Reaktion zwingt, ohne daß dieses Wort irgend eine Erklärung einschloß. Ostwald hat uns gezeigt, daß Katalyse weiter nichts ist als die Beschleunigung von chemischen Vorgängen, die auch ohne äußeren Anlaß, aber ungemein langsam verlaufen. Da man nun von Alters her die Fermentprozesse zu den Katalysen gezählt hatte, so gilt diese Erklärung auch für die Fermentprozesse mit. Diese Erkenntniß reicht aber nicht aus, um den Fermentprozessen ihre letzten Räthsel zu nehmen. Schon ihrer Spezifität wegen können die Fermentprozesse unter keinen Umständen als rein katalytische bezeichnet werden.

Die von Kühne Enzyme genannten ungeformten Fermente sind schon an sich höchst merkwürdige Körper. Sie sind im ganzen Thier- und Pflanzenreich zu finden und treten als Produkte organischer Zellen auf. Alle Fermente sind thierische oder pflanzliche Sekrete, Stoffe, die der Organismus produziert, um sie physiologischen Zwecken nutzbar zu machen. Man findet sie also in den Geweben und Körpersäften und kann sie daraus sehr schwer, vielleicht gar nicht in reinem Zustande gewinnen. Bis jetzt wenigstens ist dieses Problem noch nicht über die ersten Anfänge hinaus. Zuerst hielt man die Fermente für Eiweißkörper; mühsaliger Arbeiten hat es bedurft, um es wahrscheinlich zu machen, daß sie Eiweißkörper, wenigstens im strengeren Sinn des Wortes, nicht sind. Welcher Art aber ihre chemische Natur ist, darüber wissen wir so gut wie nichts. Nur das Eine: es sind Körper von außerordentlicher Empfindlichkeit, Stoffe, die schon bei geringfügigen physikalischen und chemischen Einflüssen ihre Natur so verändern, daß sie wirkungslos werden. Und mit ihrer Wirkung verschwindet jede Möglichkeit, sie zu erkennen und zu isoliren. Lust

und Licht, verschiedene Gifte, schwache Säuren und Alkalien, besonders aber Erwärmen auf 80 Grad vernichtet ihre spezifische Wirksamkeit in kurzer Zeit.

Eins der hervorragendsten Phänomene der Fermentprozesse ist die strenge Spezifität ihrer Wirkung. Wir kennen Eiweiß verdauende Fermente, das Pepsin des Magens und das Trypsin der Bauchspeicheldrüsen und ähnliche des Pflanzenreiches; wir kennen eine Reihe von Enzymen, die Stärke und ähnliche Kohlehydrate angreifen und schließlich in Traubenzucker überführen, so die Diastase des Malzes, die Stärke lösenden Fermente thierischer Säfte, die Invertase, die die Inversion des Rohrzuckers in Traubenzucker und Fruchtzucker bedingt, und andere. Wir kennen Fett spaltende Enzyme und solche, die ganz bestimmte Pflanzenstoffe, die sogenannten Glukoside, in charakteristischer Weise spalten. Und alle diese einzelnen Enzyme sind ausschließlich auf das Substrat wirksam, dem sie angepasst sind.

Neben ihrem großen theoretischen Interesse sind die Fermente auch deshalb von ungemeiner Wichtigkeit, weil sie eine gar nicht zu überschätzende biologische Bedeutung haben. Ich erwähnte schon, daß die Fermente Sekrete sind, also Stoffe, die der Organismus zu physiologischen Zwecken erzeugt und in seine Säfte ausscheidet. Die Bedeutung der Enzyme beruht darauf, daß sie hochmolekulare Nährstoffe, die der Organismus aufnimmt, vorbereitend verändern, so daß sie zu nutzbaren, assimilibaren Produkten werden. Bei höheren Thieren beginnt diese Thätigkeit schon im Munde. Die eingeführte, an sich unbrauchbare Stärke wird dort bereits verzuckert und dieser Prozeß setzt sich dann im Darm bis zur Vollendung fort. Die Eiweißkörper werden im Magen und Darm energisch abgebaut; die Verdauung der Milch wird eingeleitet durch eine Gerinnung, die das im Magen vorhandene Labferment bewirkt. Bei niederen Thieren sind die Fermente natürlich nicht so getrennt, sondern in Mischungen vereint in den Körpersäften. Doch auch im Pflanzenreich finden wir Fermente. Zwar braucht die grüne Pflanze keine Fermente, da sie ihren Nährstoffbedarf aus der Kohlensäure, dem Wasser der Luft und den anorganischen Salzen des Bodens zu decken vermag; wohl aber brauchen die chlorophylllosen Pflanzen die Enzyme gerade so gut zur Nugharmachung ihrer Nährmedien wie die Thiere. So finden wir Enzyme aller Art in Pilzen, Algen und Bakterien; wir finden sie aber auch in dem keimenden Samen. Der junge pflanzliche Embryo ist in dem Samen reichlich mit Nährstoffen versehen; er liegt eingebettet in eine beträchtliche Menge von Stärke, Fett und Eiweißstoffen. Aber sie alle kann er sich zu seinem Wachsthum nur dann nutzbar machen, wenn er sie erst durch fermentative Prozesse vorzubereiten vermag.

Gerade bei dem keimenden Samen stoßen wir auf eine sehr interessante Thatsache, die sich bei genauerer Beobachtung überall in der Organismen-

welt konstatiren läßt; wir sehen nämlich, daß die Fermente als echte physiologische Sekrete nur dann in nennenswerther Menge produziert werden, wenn sie gebraucht werden. So lange der Same ruht, enthält er keine Fermente; sobald aber das Wachsthum beginnt, treten Fermente aller Art auf. Dabei geht die Oekonomie so weit, daß sich in diesem Fall auch Fermente bilden, die selbst die Zellwände auflösen und ihre Cellulose durch Ueberführung in Zucker nutzbar machen. Ganz ähnlich finden wir, daß Schimmelpilze, sobald man sie auf reiner Zuckerslösung züchtet, keine Fermente bilden, daß diese dagegen sofort auftreten, wenn man die Pilze auf Stärke oder Eiweißlösungen züchtet, oder auch, wenn man ihnen jegliche Nahrung entzieht und sie auf desillirtem Wasser wachsen läßt. An dem letzten Fall sieht man so recht, daß es der Hungerreiz ist, der zur Sekretion der Fermente führt.

Fermentatio (von *fervere*, wassen, kochen) nannten schon die Römer den Gährungsprozeß. Sie griffen also ein ganz äußerliches Moment heraus, nämlich die Gasentwicklung und die dadurch bedingte Unruhe in der gährenden Flüssigkeit. Was da eigentlich chemisch vorging, davon hatten die Alten und auch das frühe Mittelalter keine Ahnung. Der Alkohol, dessen wichtigster Bestandtheil durch einen Gährungsprozeß aus stärkehaltigem Samen oder Wurzeln entsteht, wurde erst im neunten Jahrhundert durch den arabischen Gelehrten Geber in annähernd reinem Zustande dargestellt. Aber auch nachher noch herrschten über das Wesen der Gährung die kindlichsten Vorstellungen. So glaubte man, in dem zu vergärenden Gemisch sei der Alkohol schon vorhanden; er mache nur unter der geheimnißvollen Wirkung des Fermentes einen Läuterungsprozeß durch und sei erst danach in reinerer Form nachzuweisen. Dieser Irrthum wurde erst durch Sylvius de la Boë und Lemery widerlegt, die fanden, daß der Alkohol erst bei der Gährung entstehe. Stahl und Becher fanden dann, daß Alkohol nur aus süßen Stoffen bei der Gährung sich bildet. Eine wirklich wissenschaftliche Erforschung der alkoholischen Gährung begann erst mit Lavoisier. Er wies nach, daß bei der alkoholischen Gährung Zucker in Alkohol und Kohlensäure zerfällt. Allerdings war seine Formel noch falsch; er glaubte außerdem, daß Essigsäure, die sich bei den meisten Gährungsprozessen als unerwünschtes Nebenprodukt bildet, ein normales Produkt der Gährung sei; als Erster aber hat er den Versuch einer exakten Formulirung der Zuckermwandlung in Alkohol und Kohlensäure gemacht. Seine fehlerhafte Formel wurde etwa ein Menschenalter später durch die Arbeiten von Gay-Lussac und Dumas korrigirt. Dumas wies auch die nebenfällige Bedeutung der Essigsäurebildung nach.

Zu der Zeit, wo Liebig seine Theorie der Fermentationen aufstellte, fiel auf das Problem der alkoholischen Gährung von ganz anderer Seite her

ein helles Licht. Schon mehr als hundert Jahre vorher hatte der berühmte holländische Naturforscher Leeuwenhoeck, der zuerst systematisch mit dem Mikroskop arbeitete, entdeckt, daß die Hefe aus runden, etwas abgeplatteten Kugeln besteht, deren Natur er sich aber nicht erklären konnte. Seine Untersuchungen wurden wenig beachtet und noch gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts hielt man die Hefe für einen den pflanzlichen Eiweißkörpern mindestens sehr nah stehenden Stoff. Doch tauchte bald darauf die Ansicht auf, daß man es hier mit winzigen Lebewesen zu thun habe. Diese Anschauung konnte sich nicht recht Bahn brechen, bis von Schwann und Cagniard-Latour 1837 der Beweis erbracht wurde, daß die Hefe thatsächlich aus mikroskopisch kleinen Pflänzchen besteht. Schwann konnte zeigen, daß Zuckeralösungen absolut nicht gähren, wenn man sie sorgfältig von der Luft abschließt. Das hatte allerdings auch Gay-Lussac beobachtet, der gerade darauf seine Theorie von der grundlegenden Bedeutung des Sauerstoffes für die alkoholische Gährung gegründet hat. Aber Schwann ging weiter. Er zeigte, daß man der Luft dabei so viel Sauerstoff zuleiten konnte, wie man wollte, wenn man nur die Luft vorher durch ein glühendes Rohr leitete und so jeden Keim organischen Lebens in ihr vernichtete. Dadurch war bewiesen, daß der Sauerstoff an sich für das Zustandekommen der Gährung belanglos ist.

Diese vitalistische kam nun mit Liebig's chemischer Theorie der Hefegährung in Konflikt. Liebig verwarf sich sehr energisch gegen diesen Zusammenhang von Pflanzenleben und Gährung. Doch ließ sich die Wahrheit der Befunde Schwanns nicht lange anzweifeln. Wieder war es Pasteur, der in einer Reihe von klassischen Arbeiten unwiderleglich nachwies, daß die Alkoholgährung und einige verwandte Erscheinungen unzweifelhaft abhängig sind von der Anwesenheit lebender Keime. Er zeigte, daß überall in der Luft solche Keime zu finden sind und daß es genügt, ein Gefäß mit einer gährfähigen Flüssigkeit offen stehen zu lassen, um nach einigen Tagen die Gährung nachweisen zu können. Er zeigte ferner, daß auf hohen Bergen, wo die Luft sehr arm an Keimen ist, die Gährung häufig ausbleibt; er bewies aber seine Ansicht vor Allem durch einen sehr schlagenden Versuch. Er ersetzte das glühende Rohr Schwanns einfach durch kleine Wattebüsche, durch die er die Luft hindurchstreichen ließ. Dann blieb das gährfähige Gemisch unverändert; entnahm er nun aber von diesem Wattebusch kleine Partikeln, so lösten diese die Gährung aus. Damit war festgestellt, daß es körperliche lebende Keime sein müssen, die alkoholische Gährung erzeugen. Daß solche Keime dabei vorhanden sind, konnte nun auch Liebig nicht mehr leugnen, doch schrieb er ihnen noch wie vor eine Bedeutung für den Prozeß nicht zu. So tobte denn der Kampf noch fast bis zum Tode Liebig's weiter, obgleich Liebig selbst in seiner letzten großen Arbeit (1870) sich nur noch schwach gegen die Neu-

lenschläge der Pasteur-Schule zu wehren vermag. Er hatte eine chemisch-energetische Theorie aufgestellt, deren Grundlage — die chemische Zersetzung des Fermentes — falsch war. Pasteur versocht zunächst wenigstens nicht eine Theorie, sondern einfach einen biologischen Zusammenhang zwischen Gährung und Hefepilzen. Nun hatte allerdings auch Pasteur eine Theorie aufgestellt, die sich bald als falsch erwies. Danach sollte der Gährungsprozess eine Lebenserscheinung der Hefe in dem Sinn sein, daß bei Abwesenheit von Sauerstoff der Hefepilz sich den veränderten Bedingungen anpassen muß; er sollte also eine *vis sans air* darstellen. Diese Theorie war falsch, denn die Hefe gährt auch, wenn Sauerstoff vorhanden ist. Von der Theorie bleibt nur die unzweifelhafte Tatsache des Zusammenhanges von Gährung und Leben der Hefe übrig. Auf diesem Wege kam man nicht weiter. Das fühlten auch die eifrigsten Verfechter der Anschauung Pasteurs später selbst. Die stärksten Köpfe gaben sich nicht zufrieden; besonders Traube, Berthelot und Hoppe-Seyler versuchten immer wieder nachdrücklich die Anschauung, daß mit dem Nachweis des biologischen Zusammenhanges nichts zu erklären, sondern nöthig sei, auch in den lebenden Hefepilzen ein besonderes Ferment anzunehmen, das in diesen Zellen, aber unabhängig vom Leben, seine spezifische Wirksamkeit entfaltet. Nur dadurch läßt sich die alkoholische Gährung im Zusammenhang mit den anderen Fermentationen erhalten und nur dadurch können wir zu einer einheitlichen Auffassung dieser Prozesse gelangen. Dies Ferment nachzuweisen, gelang nicht; und so blieb die Ansicht, die den richtigen Kern der Theorie Liebig's zu retten versuchte, eine unbeweisbare Spekulation. Allmählich flachte der Kampf ab; die chemische Anschauung schien vollkommen besiegt, die prinzipielle Trennung der „geformten Fermente“ von den ungeformten entschieden.

Mit um so größerer Wucht schlug es darum in der wissenschaftlichen Welt ein, als vor einigen Jahren Eduard Buchner das so lange vermuthete, niemals gefundene Enzym der Hefe nachweisen konnte.

Die Hefe bildet eine ganze Reihe von Fermenten. In ihren Wasser-extrakten findet man allerdings nur in geringer Menge ein Stärke spaltendes Ferment, die Hefendiastase; dagegen enthält ihr Zellleib noch andere Fermente, die er während des Lebens nicht abgibt. Doch konnte Emil Fischer diese Fermente dadurch nachweisbar machen, daß er die Hefezellen durch scharfes Trocknen und durch Toluol lähmte; und nun gab das geschwächte Protoplasma der Zelle noch diese anderen Fermente ab, nämlich die Invertase, die Rohrzucker, und die Maltase, die Malzzucker zu spalten im Stande ist. Nach dieser Methode gelang es aber nicht, das Alkohol bildende Ferment der Hefe zu isoliren. Doch war es eine geniale Konsequenz dieser Idee, wenn Buchner diese relativ wenig eingreifende Maßregelung des Pro-

toplasma durch eine viel gewaltigere ersetzt, um das supponirte Enzym zu gewinnen. Er zermalmte die Hefe mit Quarzsand, schlug sie in ein Tuch und presste sie bei 400 bis 500 Atmosphären Druck aus. Dadurch erhielt er einen zellfreien Presssaft, der nun die Fähigkeit der Alkoholgährung aufwies. Trotz allen Einwänden steht heute Buchners Entdeckung felsenfest. Das Gerüde, daß hier Protoplasmasplitter und Ähnliches wirksam sein sollten, ist haltlos; denn Protoplasmasplitter, die durch ein Thonfilter gehen, die von Protoplasmagisten nicht in ihrer Wirksamkeit tangirt werden, sind unter allen Umständen kein lebendes Protoplasma mehr, sondern höchstens noch sehr hoch molekulare, dem Protoplasma in der Struktur noch ähnliche Eiweißsubstanzen. Und Das ist prinzipiell gleichgiltig. Wir haben unzweifelhaft in Buchners Presssaft das Enzym der Alkoholgährung vor uns. Und damit ist die alte Streitfrage im Sinn Traubes und Hoppe-Schlers beantwortet. Die Alkoholgährung ist nicht einfach ein Stoffwechselvorgang der Hefepilze, sondern der Stoffwechselvorgang hat nur die Bedeutung, daß er bei ihnen dieses Ferment produziert: die Wirkung des Ferments ist unabhängig vom Leben zu denken. Daher ist auch die Alkoholgährung wieder in die Kategorie der Fermentprozesse eingereiht und die von Liebig gesuchte Einheitlichkeit dieser Vorgänge hergestellt. Noch haben wir Liebigs falsche Theorie nicht durch eine richtigere ersetzt; aber wir wissen, daß die neue Theorie der Fermente nur eine dynamische sein kann und daß sie über biologische Zusammenhänge nach Art der Hefebetheiligung an der Gährung theoretisch hinweggehen muß, um ein einheitliches Fundament zu gewinnen.

Gay-Lussac hatte, wie erwähnt, den Sauerstoff als Hauptfaktor für das Zustandekommen der Gährung angesehen; im Gegensatz dazu sagte Pasteur die Gährung als eine *vis sans air* auf und behauptete, daß die Hefe nur durch den Mangel an Sauerstoff gezwungen würde, ihren Stoffwechsel so zu verändern, daß sie Alkohol und Kohlensäure bildet. Diese Frage ist von Anhängern und Gegnern Pasteurs, besonders von Brefeld und Traube, bearbeitet worden. Brefeld bestätigte Pasteurs Befunde zwar, aber zog aus ihnen ganz entgegengesetzte Schlüsse. Er nahm an, daß die Hefe zwar wirklich bei Sauerstoffabschluß gährt, daß aber eben diese Aenderung der vitalen Funktion eine Krankheit- und Absterbeerscheinung der Hefe sei, während junge und gesunde Hefe bei Sauerstoffanwesenheit nicht gährt. Er schrieb der Hefe ein außerordentlich großes Sauerstoffbedürfnis zu und meinte, daß bei gezwungenem Verzicht auf diesen Sauerstoff die Hefe als krankhaftes Produkt Alkohol bildet. Dieser Anschauung trat Traube sehr energisch entgegen; er zeigte, daß die Hefe zwar zu ihrer Vermehrung sehr viel Sauerstoff braucht, daß dagegen erwachsene Hefestämme auch bei Abwesenheit von Sauerstoff ihre vitale Kraft behalten. Heute ist auch diese Frage ziemlich entschieden. Wir wissen, daß Hefe sowohl bei Anwesenheit wie bei Abwesen-

heit von Sauerstoff gähret, daß freilich ein Ueberschuß von Sauerstoff den Gährprozeß beeinträchtigt und daß in diesem Fall ein relativ großer Prozentsatz des Zuckers direkt von der Hefe verbraucht und zu Kohlensäure und Wasser verbrannt wird.

Die ganze Gährfrage ist, vom biologischen Standpunkt aus betrachtet, ein sehr interessantes Anpassungsphänomen. Außer den echten Hefepilzen haben nämlich auch einige Schimmelpilze die Fähigkeit, unter ganz bestimmten Umständen eine geringfügige alkoholische Gährung hervorzubringen; nämlich, wenn man sie gewaltsam zum Leben ohne Sauerstoff zwingt. Dann können sie, allerdings nur eine beschränkte Zeit lang, ohne Sauerstoff leben und gähren dabei; sobald man sie aber unter normale Bedingungen zurückbringt, geben sie diese Fähigkeit auch wieder auf. Daraus können wir schließen, daß auch die Hefepilze ursprünglich an ein Leben in Sauerstoff gewöhnt waren; es giebt auch heute noch Rassen von echten Hefepilzen, die absolut keine alkoholische Gährung einleiten können, sondern ausschließlich aerob leben und den Zucker verbrennen. Die echten Hefepilze sind nun seit Millionen von Generationen an dies anaerobe Leben akklimobirt und vermögen auch, wenn man ihnen Sauerstoff zuführt, ihre Gährfähigkeit nicht ganz abzugeben: sie können den Zucker einfach verbrennen oder aber ihn vergähren.

Damit kommen wir nun zu der letzten wichtigen Frage: welche Bedeutung die Alkoholgährung für den Hefepilz hat. Die bei den anderen Fermenten in die Augen springende Bedeutung, die Aufschließung nicht resorbirbarer Nahrungstoffe durch Abbau, fällt hier fort; denn der Zucker ist ein viel werthvolleres, leicht assimilirbares Nährmedium als der Alkohol, der sogar schon bei geringer Konzentration als Gift auf die Hefezelle wirkt. Wir müssen hier also eine andere Erklärung suchen; ich glaube, man kann sie in dem Umstand finden, daß die Alkoholgährung bei Sauerstoffabschluß einen Ersatz für die verbrauchte Lebensenergie bietet. Im normalen Leben wird diese Energie verschafft durch die Verbrennung im Sauerstoff. Das ist bei Sauerstoffmangel unmöglich und die Hefe müßte schnell zu Grunde gehen, wenn sie nicht ihr Leben durch die Produktion dieses Fermentes weiter fristete. Denn der Vorgang der alkoholischen Gährung ist ein solcher, bei dem Energie frei wird, und diese Energie könnte es wohl sein, die der Hefe eine weitere Existenz ermöglicht.

So kommen wir denn doch wieder zu einer der Pasteurs ähnlichen physiologischen Anschauung; wir nehmen an, daß die Alkoholgährung für die Hefe ein Ersatz des normalen Lebens ist, daß sie also die *vie sans air* ermöglicht, ohne aber die *vie sans air* zu sein. Man kann also den physiologischen Werth der Theorie Pasteurs voll anerkennen und doch seine theoretischen Ansichten von einem Zusammenhang von Leben und Gährung zurückweisen.

Dr. Karl Oppenheimer.

Selbstanzeigen.

Eine für Viele. Aus dem Tagebuch eines Mädchens. Verlag von Hermann Greermann Nachfolger 1902. Vierte Auflage.

Das Buch ist kein anspruchsvolles Kunstwerk, das Bewunderung fordert. Es ist keine soziologische Abhandlung, die statistische Daten, Systeme und Programme durcheinander wirft. Es ist aber auch keine lästerliche Darstellung seelischer Noth, die Lockungen austreut. Nein. Nichts weiter als ein Bekenntniß stürmischer Ehrlichkeit, das sich, zu einem verzweifelten Nothschrei verdichtet, in die Öffentlichkeit gedrängt hat und nun demüthig um einen Schimmer des Mitempfindens, um einige Augenblicke verstehender Ergriffenheit bittet. Das kleine Buch will nichts Großes, Gewaltiges, Weltererschütterndes. Es ist eine psychologische Studie. Sonst nichts. Der Inhalt ist einfach, schmucklos und alltäglich. Er schildert den Kampf in der Seele eines Mädchens, den uralten Kampf zwischen der reinen Leidenschaft und dem erdrückenden Bewußtsein, daß der Mann ihrer Wahl sich in dem vorhehlichen Geschlechtsleben — dem die Jugend der Großstädte rettungslos verfallen ist — durch gekaufte Liebe und seelenlose Genüsse entwerthet hat. Sie fühlt, daß in dieser liebeleeren Hingabe eine Entweihung liegt. An dieser Ganzheitsforderung geht sie zu Grunde. Sie versucht nicht, in geistiger Sisyphusarbeit das große Menschheitsproblem zu lösen. Und trotzdem sie in ihrem optimistischen Taumel an die Verwirklichung ihres Keuschheitsideals glaubt, felsenfest glaubt, weiß sie doch, daß zu diesem Ziel sittlicher Größe ein Weg führt, der von einem dichten Gestrüpp sozialer Hemmnisse und ökonomischer Schwierigkeiten überwuchert ist. Aber sie klagt die Gesellschaftsordnung an, die die Unsitlichkeit nicht nur duldet, sondern unterstützt. Sie klagt die Erziehung an, die die jungen Menschenseelen zu Krüppeln schlägt. Und sie wendet sich auch heimlich gegen die scheinheilige Heuchlermaske der Philister, die mit der zur Schau getragenen Tugendhaftigkeit ihre moralische Fäulniß übertünchen. Es ist freilich eine große Kühnheit von einem jungen Mädchen, ein so „sündhaftes“ Buch zu schreiben, — um so mehr, als ja heutzutage Mädchenbücher nur in seltenen Fällen nach ihrem wahren Werth oder Unwerth beurtheilt werden, sondern meist nach dem Wust von Gesellschaftsstratsch, der das Bild der Verfasserin umrahmt.

Vera.



Der Fall Rothe. Eine kriminalpsychologische Untersuchung. Mit Bildern. 1901. Verlag von Schottländer. 2,50 Mark.

Das Buch ist gerade vor einem Jahr erschienen. Durch die Verhaftung des Blumenmediums Rothe ist es erst jetzt „aktuell“ geworden, ein Beweis, wie sehr der Erfolg eines Buches von der Gunst des Inhalts abhängt. Es verfolgte einen doppelten Zweck; erstens den, einen frohen Schwindel aufzudecken, dem Zehntausende zum Opfer gefallen sind und der geeignet ist, uns in den Augen des Auslandes wieder einmal gründlich lächerlich zu machen. Es forderte daher das Einschreiten der Staatsgewalt. Dieser Zweck ist erreicht. Bemerkenswerth

bleibt allerdings, daß ein volles Jahr verstreichen mußte, bis es dahin kam. Zweitens wird der Fall Rothe in seiner Stellung als Symptom gewisser kulturellen Zustände untersucht. Eine Kritik des vulgären Spiritismus und seiner Beweismethodik mußte vorangehen, die Psychologie der Zeugenausfrage an Beispielen erdriert werden. Die kulturgeschichtlichen Bedingungen des Spiritismus, die kriminalpsychologische Seite des Mediumismus werden analysiert. Mein Buch soll also querdurch gehen durch den spiritistischen und antispiritistischen Unfug und zur wissenschaftlichen Erkenntniß führen.

Breslau.

Dr. Erich Bohn.



Die Lage der weiblichen Dienstboten in Berlin. Akademischer Verlag für soziale Wissenschaften Dr. John Edelheim. Berlin 1902.

Es war im Hochsommer 1890, als zum ersten Male in großen öffentlichen Versammlungen die Zustände, unter denen die berliner Hausangestellten lebten, blickartig beleuchtet wurden. Diese Versammlungen veranlaßten mich, die materiellen Lebensverhältnisse dieses Berufsstandes zu studiren. Das geschah, von der Einsichtnahme in die wenig belangreiche Literatur abgesehen, auf dem einzig möglichen Weg der Enquete. Ich habe deren Resultate nach zweijähriger Arbeit in meinem Buche niedergelegt. Es behandelt das Problem der Dienstbotenfrage als einen Theil der Arbeiterfrage, und zwar unter sozialpolitischen Gesichtspunkten. Das insofern, als ich für eine Dienstbotenschutzgesetzgebung und für eine Beseitigung der auf dem Prinzip der Rechtsungleichheit aufgebauten Gesindeordnungen eintrete. Nun ist es heute mit sozialpolitischen Arbeiten eine eigene Sache. Man dient und nützt ohne Zweifel dem Klassenfortschritt einer großen Zahl von Arbeitern damit und in diesem Falle solchen, die bis auf die neueste Zeit niemals ihre Stimme erhoben, sondern stumm die Geschicke ertrugen, die das Dienstverhältniß über sie verhängte. Solchen Arbeitern konnten die herrschenden Schichten Alles bieten, sogar Prügel. Sie konnten unter ein Ausnahmengesetz gestellt werden, weil sie selbst ohnmächtig waren. Sie mußten es sich einfach ohne Protest gefallen lassen. Wer es nun wagt, diesen Stummen eine Sprache zu leihen, Der hat für sich selbst davon am Wenigsten. Er wird vielmehr angefeindet und angehaßt oder totgeschwiegen. Jedem, der die berliner Frauen und Brethzustände kennt, sage ich nichts Neues. Die Frauen haben sich zu meinem Buch öffentlich noch nicht geäußert, wenigstens Die nicht, auf deren Urtheil ich Etwas gebe. Nur eine Stimme hat es in einer hamburger Zeitung als „beinahe gemeingefährlich“ bezeichnet. Die politische Tagespresse hat die Normen ihrer Beurtheilung dem Programm der Partei entnommen, deren Interessen sie vertritt. Die Deutsche Tageszeitung hat sogar die Presse gewarnt, mein Buch zu besprechen. Eine Warnung, die von dieser Seite kommt, dürfte für manche Leser der „Zukunft“ eine Empfehlung sein. Aber fast wie Ironie klingt es, daß gerade die Zeitungen, die meine Enquete bekämpften und das Sammeln des Materials auf jede Weise zu erschweren suchten, jetzt den Vorwurf erheben, daß die statistische Basis zu schmal sei. Nun ist zunächst bekannt, daß Viele eine Enquete nicht von einer Statistik unterscheiden können. Dem Vorwurf

gegenüber aber möchte ich auf eine Bemerkung hinweisen, die eine volkswirthschaftlich so gebildete Frau wie Sally Zeppler in einer Kritik macht. Sie sagt: „Das Buch wird nun vielfach dadurch zu entwerthen gesucht, daß man die Zahl der Antworten für viel zu gering erklärt, um daraus allgemeine Schlüsse ziehen zu können. Aber der Werth und das Interesse der Enquete wie des Werkes selbst beruhen gar nicht eigentlich oder doch nicht allein auf der Feststellung ganz bestimmter Thatsachen, die sich etwa überall annähernd gleich blieben und so bestimmte Durchschnittswerthe für Arbeitszeit, Lohn, Beföstigung u. s. w. ergeben könnten. Die Lage der häuslichen Angestellten will, der ganzen Natur dieses Arbeitsverhältnisses entsprechend, in den einzelnen Fällen nach jeder Richtung hin so graffe Unterschiede auf, daß eine Darstellung der Arbeitsbedingungen auch auf breiterer Basis doch niemals ein eigentliches Durchschnittsbild entrollen könnte, ganz einfach, weil ein solches Durchschnittsbild auch in Wirklichkeit gar nicht existirt. Vielmehr handelt es sich darum, an einer großen Zahl typischer Beispiele aus allen Sphären des Dienstbotenlebens das Dasein dieser noch völlig verklärten Arbeiterinnen mit allen seinen charakteristischen Zügen und Schattenseiten vor uns zu entrollen; daneben allerdings auch durch zahlenmäßige Feststellung die Grenzen zu bezeichnen, zwischen denen Lohn, Arbeitszeit, Beföstigungswerth u. s. w. schwanken. Diese Aufgabe erfüllt Stillichs Buch in vollstem Maße; es bietet mehr als genügendes Material.“ Ein Fortschritt in der Erkenntniß der Materie besteht jedenfalls darin, daß in meiner Arbeit nicht mehr die individuell beschränkten Erfahrungen des Einzelnen an der Spitze stehen, sondern eine Summe von Erfahrungen aus beiden Interessentenkreisen. Die alte Methode in der Behandlung der Dienstbotenfrage war rein individuell. Man kannte zehn, zwanzig oder auch dreißig Dienstboten und konstruirte sich daraus ein Urtheil über deren Beschaffenheit. Will man ein klassisches Beispiel für diese Art der Behandlung haben, so höre man einmal den Damen am Kaffeetisch zu oder lese die Frauenzeitschriften zweiten und dritten Ranges oder die Ansichten, die der neueste Verfechter des Geschwäges der typischen Durchschnittsfrau hat, ich meine Dirschberg in dem die Dienstboten behandelnden Kapitel seines Buches über die Lage der arbeitenden Klassen in Berlin. Es wird schwer halten, etwas Unzureichenderes — von Logik gar nicht zu reden — in einem Buch zu finden, das sich selbst für wissenschaftlich ausgiebt. Die kulturgeschichtliche Seite meiner Darlegungen aber erblicke ich darin, daß sie die Träumereien zerstören, die bis heute auf „dem feudalen Thron des Vorurtheiles“ ruhten. Mein Buch macht ein Ende mit der Vorstellung, daß im häuslichen Dienst kein Elend existire, daß es den Dienenden ganz gut gehe, besser als den Fabrik- und anderen Arbeiterinnen, daß das patriarchalische Zeitalter unspinnen gewesen sei von den Silberfäden menschlich schöner Beziehungen zwischen Herrschaften und Dienstboten, daß das bürgerliche Haus dem Dienstmädchen einen besondern Schutz ihrer höchsten persönlichen Güter, ihrer Arbeitskraft, ihrer Mädchenehre, ihrer Sittlichkeit biete, daß der Preis der häuslichen Arbeit ein besonders hoher sei. Solche Vergenden zu zerstören, gehört zu den Aufgaben meines Buches; und wer noch heute an ihnen festhält, Der möge es lesen, — und dann urtheilen.

Dr. Oskar Stillich.



Börse und Presse.

Am neunten Juni hat das Ehrengericht der Berliner Börse in zweiter Instanz den Verweis bestätigt, der mir vor ein paar Wochen von der ersten Instanz erteilt worden war. Ich soll nämlich über die Dresdener Bank unwahre Thatsachen behauptet haben, die geeignet gewesen seien, den Kredit dieser Bank zu schädigen. In beiden Instanzen wurde nicht daran gezweifelt, daß mir eine ehe lose Handlung nicht vorgeworfen werden könne. Beide Instanzen aber erklärten sich für zuständig und gaben mit meiner Verurtheilung der Dresdener Bank eine Genugthuung. Der Ausgangspunkt des Verfahrens war eine Notiz, die ich in dem von mir redigirten Handelsheft der Berliner Morgenpost im Januar dieses Jahres veröffentlichte. Da war behauptet, zur Zeit des sächsischen Bankkrachses sei die Dresdener Bank mit außergewöhnlichen Krediten unter erschwerenden Bedingungen von der Reichsbank und der Sächsischen Bank unterstützt worden. Das ist angeblich unwahr; angeblich, sage ich, denn zu meinem Bedauern ist mir der Wahrheitbeweis nicht gestattet worden. Wenigstens wurde mein Antrag abgelehnt, den Direktor der Sächsischen Bank unter seinem Eid zu vernehmen. Dieser Beschluß wurde in zweiter Instanz mit der Feststellung begründet: die Unwahrheit der von mir behaupteten Thatsache sei durch schriftliche Erklärungen erwiesen, die Reichsbank und Sächsische Bank zu den Akten eingereicht hätten. Nun will ich nicht etwa behaupten, daß die bereidete Aussage der Bankdirektoren anders geklungen hätte als die mit ihrem Namen gezeichneten Erklärungen der Banken. Tag aber eine beschworene Aussage — in welchem Sinn auch immer — vor, dann war mir die Zunge gelöst; ich wäre von der Pflicht, das Redaktionsgeheimniß zu wahren, entbunden gewesen und hätte dem Ehrengericht den Sachverhalt genau schildern können. Dann aber wäre ich sicher freigesprochen worden. Ich werde mich trotzdem nun bemühen, die Wahrheit an den Tag zu bringen; und es wird sich zeigen, daß ich entweder von einem Verursachungsgegnen mit einer im journalistischen Betrieb seltenen Dreistigkeit getäuscht oder zum Opfer eines geschäftlichen Salunkensreiches gemacht worden bin, den selbst meine Okepsis nicht sofort durchschauen konnte. Vorläufig kann ich den Thatbestand nicht bis ins Einzelne aufklären; nur einen Irrthum möchte ich beseitigen, der auch in große Zeitungen Eingang gefunden hat. Ich soll fahrlässig gehandelt haben, weil ich eine mir von einem Anderen überbrachte Nachricht ohne Weiteres als glaubwürdig hinnahm. Die Sache liegt aber anders. Ich hatte einen Berichterstatter, dem der Verlag der von mir redigirten Zeitung Honorar und hohe Spesen bezahlte, mit dem Auftrag nach Dresden geschickt, die Wahrheit über mir zu Ehren gekommene Gerüchte festzustellen. In einem langen Brief theilte mir dieser Herr den Wortlaut eines Interviews mit, das er mit einer in dieser Sache als Autorität geltenden Persönlichkeit gehabt hatte. Ich hatte schon vorher Grübele gehabt, die Gerüchte über die Dresdener Bank für wahr zu halten; erst nach dem Empfang dieses Briefes aber und nach gewissen Andeutungen, die der Reichsbankpräsident in einer Sitzung des Centralausschusses machte, veröffentlichte ich die inkriminirte Notiz.

Auch mit dem geltenden Recht scheint das Urtheil mir unvereinbar; wichtiger aber als die persönliche blüht mich die grundsätzliche Bedeutung der

Sache. Das Verhältniß zwischen Börse und Presse ist in den Verhandlungen so grell beleuchtet worden, daß ein Wort darüber nöthig ist.

Jeder, der sich in den Geist hineindenkt, aus dem das Börsengesetz hervorging, muß die Thatfache ungeheuerlich finden, daß ein Paragraph dieses Gesetzes benützt wird, um der Presse die freie Börsenkritik zu beschränken und daß der Inhaber eines hohen Reichsamtes diese Beschränkung als Richter verstanden kann. Die deutschen Börsen waren nie in dem Maß wie etwa die englischen rein private Veranstaltungen; sie waren eigentlich immer öffentliche Märkte. Doch will ich zugeben, daß die öffentlich-rechtliche Stellung unserer Börse früher nicht scharf genug abgegrenzt war. Durch das Börsengesetz aber ist sie zu einer Einrichtung geworden, an der nicht nur eine Clique ein Interesse hat, sondern die öffentlich funktionieren soll. Auch hier, wie bei allen öffentlichen Institutionen, muß also das Recht der Kritik unbeschränkt sein. Nun hat freilich der Staatskommissar, dem die Konsequenzen des ersten Urtheiles wohl auch Bedenken erregten, gegen meine Vertheidigung eingewandt, es handle sich nicht um eine Beschränkung der Kritik; mein Verschulden sei darin zu sehen, daß ich unrichtige Thatfachen verbreitet und — Das fällt besonders schwer ins Gewicht — trotz dem Dementi der Dresdener Bank aufrecht erhalten habe. Auch die Richter erster Instanz schienen mein Kapitalverbrechen in der Nachschrift zur Verichtigung der Dresdener Bank zu finden. Nicht die Verbreitung der angeblich falschen Thatfache also, sondern die an die Verichtigung geknüpfte Kritik hat mich strafbar gemacht. Es war aber mein gutes Recht, der Verichtigung zu mißtrauen. Im Urtheil wird gesagt: „Daß der Beschuldigte glaubte, dieser Bank Unaufrichtigkeit in anderen Dingen vorwerfen zu dürfen, berechtigte ihn noch nicht, die Behauptung ihrer Verichtigung von vorn herein als unwahr, dagegen die des Korrespondenten als wahr anzuerkennen.“ Das ist nicht viel mehr als eine Redensart. Ich habe in meiner Berufungsschrift genau begründet, weshalb ich alle Kundgebungen der Dresdener Bank als unwahr zu betrachten pflege, bis mir der Gegenbeweis erbracht ist. Ich habe festgestellt, daß ich mehr als einmal in der Presse mit vollem Namen der Dresdener Bank Bilanzverschleierungen vorgeworfen habe, ohne daß sie auf die scharf präzisirten Vorwürfe jemals geantwortet hat; gegen ein kleines Versehen aber wurde der Dementiapparat in Bewegung gesetzt. Auch habe ich auf die seltsame Art hingewiesen, wie die Dresdener Bank in Sachen der Hannoverschen Straßenbahn zu berichtigen pflegte. Gegen Verdächtigungen, die meinen Kritiken unsachliche Motive zuschreiben möchten, brauche ich mich nicht zu vertheidigen. Seit meinem Eintritt in die Journalistik habe ich die Bilanzen der Dresdener Bank stets scharf kritisiert; ich sagte bei der vorletzten Bilanz voraus, eine Krisis werde die Bank ungerüstet finden. Da also die Meldung des nach Dresden geschickten Berichterstatters meinen längst gehegten Verdacht nur bestätigte, war ich zur Wiedergabe der angeblich falschen Thatfachen berechtigt; um bei meiner Aufsicht von der Glaubwürdigkeit der Dresdener Bank konnte mir, wenn ich ihrer Verichtigung mißtraute, der „gute Glaube“ nicht abgesprochen werden.

Weniger als der Staatskommissar waren die mich richtenden Börsenherrn — unter ihnen war auch der liberale Reichstagsabgeordnete Frese — um die Freiheit der Kritik besorgt. Sie meinten, ein Journalist, der an der Börse

verkehre, müsse sich hüten, ein an der Börse vertretenes Institut zu verunglimpfen. Das kann doch nur heißen: Es ist gleichgiltig, ob solche „Verunglimpfung“ durch die Behauptung wahrer oder falscher Thatfachen oder überhaupt durch scharfe Kritik bewirkt wird. Der Journalist hat eben Alles zu meiden, was den Börsenleuten unbequem sein könnte; sonst wird er hinausgeworfen. Wo ist da die Grenze zu ziehen? Man stelle sich vor, die Leipziger Bank oder die Herren Sanden, Schulz und Romeid hätten einige Wochen vor ihrem Zusammenbruch einen Strafantrag gegen mich gestellt: das Börsenehrengericht hätte mich verurtheilt, denn ich habe mich ja nicht gehütet, ein an der Börse vertretenes Institut zu verunglimpfen. Zwei, drei Wochen nach dem Urtheilspruch wären dann die Zusammenbrüche gekommen. Die Frankfurter Zeitung rühmt sich mit Recht ihres Vorgehens gegen die Preussische Hypothekbank; Jahre lang aber haben ihre Angriffe diesem Institut nicht das Ansehen zu rauben vermocht. Herr Sanden hatte nur nicht den Muth, der zur Unrecllichkeit gehört; sonst hätte er die Frankfurter Zeitung angeklagt und vor dem Ehrengericht wahrscheinlich die Verurtheilung durchgesetzt. Die moralischen Werthurtheile der Börsenleute richten sich eben nach dem Erfolg. Als ich die Treppe zum Börsenehrengericht hinaufstieg, klopfte mich ein guter Freund auf die Schulter und prophezeite: „Du bekommst Unrecht, denn die Aktien der Dresdener Bank sind inzwischen um zwanzig Prozent gestiegen.“

Mein Glaube, das Urtheil werde überall, auch da, wo man meine Ansichten nicht billigt, getadelt werden, hat sich als Irrthum erwiesen. Die Presse blieb recht still. Im Berliner Tageblatt und, wenn auch mit für mich wenig schmeichelhaften Worten, in der Frankfurter Zeitung wurde gegen den Spruch protestirt. Einzelne sozialdemokratische Blätter — leider nicht der „Vorwärts“ — haben auf die prinzipielle Bedeutung der Sache hingewiesen. Sonst: tiefes Schweigen im Blätterwald; selbst in der Centrumpresse, die doch Grund hätte, den Standpunkt meiner Richter zu bekämpfen. Vielleicht halten die meisten Redakteure die Urtheilsbegründung für so verkehrt, daß sie eine Wiederholung solchen Spruches nicht fürchten. Ich bin anderer Meinung. Der Weg ist jetzt frei und die Institute, die sich in ihren geschäftlichen Manipulationen gestört sehen, werden gegen unbequeme Kritiker künftig öfter als bisher das Ehrengericht anrufen. Die Leiter der Dresdener Bank haben ja offen gesagt, sie könnten mich vor dem Strafrichter nicht fassen und möchten deshalb ein Forum haben, vor dem die Grundlosigkeit meiner Angriffe nachzuweisen wäre. Das Ehrengericht ist allerdings das dazu geeignetste Forum. Ein journalistisch Sachverständiger war nicht herangezogen; und wenn Kaufleute über Zeitungsschreiber, die Kritiker über den Kritiker zu Gericht sitzen, kann man sich das Urtheil vorausdenken. Ein aus Journalisten zusammengesetztes Ehrengericht hätte mich freigesprochen. Der Verweis, den ich für unberechtigt halte, ist mir gleichgiltig und ich hätte über den Prozeß gar nichts mehr gesagt, wenn mir nicht darum zu thun wäre, zu zeigen, mit welchen Mitteln man der Presse das Recht zur Börsenkritik weit über die vom Strafgesez gezogene Grenze hinaus zu schmälern versucht. Solcher Versuch ist auf diesem Gebiet für das große Publikum doppelt gefährlich. Denn die allermeisten Journalisten, die sich mit Börsenvorgängen beschäftigen, beten in tiefer Ehrfurcht die Haute Finance an und die Wäschjettel

der Banken sorgen dafür, daß die Börsenberichte nach dem Wunsch der Mächtigen gefärbt werden. Das Söxnergericht hat ausdrücklich erklärt: Die Journalisten sind Wächter der Börse, die sich vor der Verletzung des Gastrechtes zu hüten haben. Das Schlimmste an dieser Auffassung ist, daß sie berechtigt scheinen kann, zwar nicht nach dem Börsengesetz, aber nach der vom Reichskanzler genehmigten berliner Börsenordnung, deren fünfzehnter Paragraph sagt: „Die Börseneinlaßkarte darf nach dem Ermessen des Börsenvorstandes erteilt und wieder entzogen werden: C. Berichterstatlern der Presse.“ Danach müßte ich mich eigentlich noch dafür bedanken, daß man Etwas wie ein Gerichtsverfahren eingeleitet und mich nicht einfach, als einen gemeingefährlichen Störenfried, aus den Heiligen Hallen gewiesen hat. Soll aber eine Ordnung, die Solches gestattet, zum Schaden des Publikums auch ferner noch unangetastet bleiben? Georg Bernhardt.



Notizbuch.

Vier Monate lang werden die Deutschen nun ohne das weiße Walten des Reichstages auskommen müssen. Zu ihrer Belustigung bleibt nur die Zolltarifkommission in der Hauptstadt zurück, das Häuflein der gut bezahlten Männer, die noch immer einen überflüssigen Mangel an Wig entblößen, um einen Tarif umzugestalten, der niemals Gesetz werden soll. Vor der Vertagung kam es zu einem Geplänkel zwischen dem Reichskanzler und dem Abgeordneten Fürsten Bismarck. Die Brüsseler Zuckerkonvention, die von den meisten deutschen Landwirthen für unheilvoll gehalten wird, wurde in dritter Lesung berathen und Fürst Bismarck hatte einen Antrag unterschrieben, der die Geltungsdauer des durch die Konvention geschaffenen Zustandes von der Zustimmung des Reichstages abhängig machen wollte. Einen Antrag also, der gerade den Demokraten, den Anwälten verstärkter Parlamentsmacht gefallen müßte. Der freisinnige Abgeordnete Barth aber, der sich in der Zeit der Erbballinpolitik leicht ministrabel werden fühlt und gern zeigen möchte, daß auch er und seine Freunde zu „positiver Arbeit“ zu brauchen sind, höhnte den Kollegen Bismarck, weil er einen Antrag unterschrieben habe, den sein Vater sicher verworfen hätte. Der Angegriffene erwiderte ruhig, er kenne Herrn Barth, der den ersten Kanzler stets befehlet habe, nicht als legitimierten Dolmetsch bismarckischer Gedanken anerkennen; dem Antrag habe er zugestimmt, weil die Konvention ihm „ein Sprung ins Dunkel“ scheine; und wer den Namen seines Vaters hier nenne, dürfe nicht vergessen, daß andere Zeiten waren, als Otto Bismarck die deutschen Interessen vertrat. Darob erblickte am Bundesrathsräthlich Graf Bernhardt von Bülow. Andere Zeiten? Eben erst hatte er doch ins Land gerufen, von allen Großmächten sei nur Deutschland in weidenswerth glücklicher Lage. Vielleicht war ihm, der nicht mehr allzu fest sitzt, die Gelegenheit willkommen, mit dem mißliebigen Abgeordneten für Jerichow die Klinge zu kreuzen. Er habe, sprach er und wie mühsam unterdrücktes Schluchzen klang es durch seine Rede, er habe die Vorlage nicht zur Durchpfeifung empfohlen, sondern dem Reichstag Zeit gelassen, ihm ein ungeheures Material

zugänglich gemacht, und wer jetzt noch von einem Sprung ins Dunkel sprechen wolle... „An Dem“, schrieb von links her die Kanzlergarde, „ist Hopfen und Malz verloren.“ Fürst Bismarck aber antwortete kühl, das „ungeheure Material“ liege dem Reichstag noch nicht lange genug vor, um ein so sicheres Urtheil zu ermöglichen, wie der sehr sachverständige Herr Reichskanzler („Heiterkeit rechts“) es sich wahrscheinlich gebildet habe; für ihn falle ins Gewicht, daß ungefähr siebenzig Zuckerfabrikanten sich gegen die Konvention erklärt haben, deren Geltungsbauer er deshalb beschränkt sehen wolle. Das war das Stichwort für den Diagonalkanzler. Als erster Beamter des Reiches, rief er, habe ich nicht die Interessen der Zuckerfabriken, sondern die der Allgemeinheit zu vertreten. Ein Jubelgebrüll aller Cobdeniten begrüßte die alte Phrase. Mit einer Gelassenheit, die er früher oft vermissen ließ, sagte Fürst Bismarck, auch er sei an Zuckerfabriken nicht interessiert, halte das Urtheil Sachverständiger aber für werthvoll und wundere sich, aus dem Munde des Kanzlers so selbstverständliche Postulate zu hören wie das von der Wahrung der allgemeinen Interessen. Jeder Abgeordnete hat das Recht, hat, wenn die Ueberzeugung ihn drängt, sogar die Pflicht, in jedem Stadium der Beratungen zu erklären: Ich kann dieser Vorlage nicht oder wenigstens nicht für längere Zeit zustimmen, weil ich die Möglichkeiten ihrer Wirkung noch nicht zu beurtheilen vermag. Fürst Bismarck war also im Recht; und es wäre zu wünschen, daß er öfter mit so ruhiger Entschiedenheit seine Stimme erhöhe. Nur wird über sein Staunen Mancher gestaunt haben. Graf Bülow hat die berechtigte Eigenthümlichkeit, gern auf Gemeinplätzen zu weilen. Das ist bekannt und deshalb sollte Niemand sich wundern, wenn er dem Kanzler auf dem Jahrmarkt begegnet, in dessen Buden die allgemeinen Interessen angepriesen werden. Die giebt es zwar nicht — kaum ein einziges Interesse, nicht einmal das der nationalen Vertheidigung, ist allen Söhnen eines Volkes gemeinjam —, aber sie spielen in der Presse eine große Rolle und ein so eifriger Zeitungsleser und Zeitungspolitiker wie Graf Bülow weiß, daß sie ihm stets ein Applauschen bringen. Item: wir sind dem Reichstag bis zum Spätherbst los und können uns den Sommer hindurch an der Wonne weiden, einen Kanzler zu haben, der erstens „die Politik der Diagonale“ treiben, zweitens, wie weiland Herr Paris, der schönsten Göttin den Apfel reichen und drittens die „Interessen der Allgemeinheit“ vertreten will.

Der kleine Artikel, den die Malerin Frau Sabine Lepsius im ersten Juniheft veröffentlichte, hat eben so viel Widerspruch wie Zustimmung gefunden. Aus einem Brief des Herrn Dr. Edmund Friedeberg seien hier einige Sätze abgedruckt:

„Frau Sabine Lepsius fragt, mit welchem Recht man dem Menschen, der gern helfen würde, den Anblick des Verhungersenden fernhält, und sie giebt sich selbst die „offizielle“ Antwort darauf, daß man Vereinen und nicht Bettlern geben solle. Ich will versuchen, diese offizielle Antwort zu ergänzen. Freilich habe ich nicht etwa Neues zu sagen. Man läuft immer Gefahr, bei einer Erwiderung auf geistvolle Paradoxe in längst gesagte Banalitäten zu verfallen. Ich glaube aber, daß jene Worte auch hier nicht unwidersprochen bleiben dürfen, damit man nicht nach einem alten Rechtspruch aus allgemeinem Schweigen auf allgemeine Zustimmung schließe.

Ich war neulich in Taormina. Bis dorthin ist die Decadence-Wohltätigkeit unserer Zeit noch nicht gedrungen; die Stadt thut nichts für ihre Armen und läßt sie in malerischen Trachten vor dem Eingang des antiken Theaters liegen. Sie bilden

gewissermaßen die Theaterdekoration. Hier kann man sich noch die Persönlichkeiten, denen man geben will, nach Lust und Sympathie auswählen, wie Frau Vepsius es wünscht. Von dieser Freiheit machen auch die Fremden ausgiebigsten Gebrauch. Eine besonders sympathisch aussehende alte Frau, die dem Vorübergehenden immer wieder erzählt, die Lust thue so wohl und der Hunger so weh, steht sich etwa eben so gut wie der Besitzer des Hotels, auf dessen Stufen sie sitzt, vielleicht noch besser, da sie geringere Geschäftskosten hat. Ein graubärtiger Alter mit famosem Charakterkopf und zerlumptem Mantel — er soll schon von dreitausend Rodaks verewigt sein — ist Grundbesitzer in dem benachbarten Nola und dort einer der höchstbesteuerten Bürger. Ein anderer Alter sitzt neben ihm; er hat keinen schönen Kopf, keinen malerisch zerlumpten Mantel, nicht einmal ein Gek erregendes Gebrechen; er ist zwar in Folge eines Unfalles ganz arbeitsunfähig, aber die Konkurrenz mit der Sympathischen und mit dem Rodakmann kann er nicht aufnehmen. Mildthätige Einwohner des Ortes, die die Verhältnisse besser kennen als die vorüberreisenden Engländer, lassen ihm manchmal Etwas zukommen; sonst wäre er sicher längst verhungert.

Ich glaube: hier konnte man die Antwort auf die gestellte Frage finden. Ich weide nicht der Sympathischen noch dem Charakterkopf ihre hohen Einnahmen. Sie verdienen ihr Glück mindestens eben so sehr wie die korpulente Dame, die zwischen Entsetzungsmarsch und Hüftmassage Frau Vepsius bei der Ausübung ihrer bewunderten Kunst stört. Ich behaupte auch nicht die Fremden, die mit dem schönen Gefühl geleiteten Wohlthuns das Theater betreten und denen es ziemlich gleichgiltig ist, was aus dem hingeworfenen Kupfer wird. Sie sind zwar stets in der von Frau Vepsius ersehten Gefahr, ihr Geld an Unwürdige zu verschwenden; aber diese Gefahr wird schwerlich den Reiz ihres Lebens erhöhen, weil sie nie erfahren, ob sie getäuscht worden sind. Nicht sie sind die Hineingefallenen; der ungeschickte Alte, der es nicht versteht, sich richtig in Szene zu setzen, und seine zahlreichen, zum Bettelhandwerk nicht geborenen Leidensgenossen: Das sind die Betrogenen! Das heißt in volkwirthschaftlicher Sprache: das Wohlthätigkeitsbudget des Einzelnen wie das der Gesamtheit ist beschränkt und steht nahezu fest; deshalb wird das Almosen, das der Schwindler empfängt, dem Bedürftigen entzogen. Trotz dem Bettelverbot, das übrigens kein so bedäbent modernes ist, sondern, zum Beispiel, in England seit 1888 besteht, haben wir in allen Großstädten noch ein ausreichend entwickeltes Bettelwesen, an dem wir sehen können, welche Elemente dabei ausschließlich auf die Kosten kommen. Wer sich dafür interessiert, wird in Paulians berühmten Buch: *Paris, qui mondio* amulante Belehrung finden. Paulian hat nicht nur die Verhältnisse Derer untersucht, die ihn angebettelt haben; er hat selbst das Handwerk betrieben, ist als Krüppel, als Lahmer, Blinder und Taubstummer vor die Thüren gepilgert und hat ansehnliche Summen eingehemft. Und wir brauchen auf der Suche nicht bis nach Paris zu gehen; auch in Berlin entziehen täglich Hunderte von professionellen Bettlern den Würdigeren die für sie bestimmten Mittel; ich erinnere nur an den angeblichen Epileptiker, der seit vielen Jahren in Berlin W. allabendlich um die Dinerzeit just vor den Häusern ohnmächtig zusammenbricht, deren erleuchtete Fenster auf den Beginn eines reichen Mahles deuten; oder an den genialen Sprachlehrer, der im letzten Winter auf vielen hundert lithographirten Postkarten mittheilte, daß er im Begriff sei, vor Hunger zu sterben, und umkommen müsse, wenn ihm nicht unverzüglich eine Kleinigkeit gesandt werde. Die Technik des Bettelbrieffschreibens steht in unserer

Zeit mindestens auf der Höhe modernen Maschinenbaues und selbst unter den armen Wittwen, für die in Zeitungen öffentlich gesammelt wird, giebt es manche gewiegte Buchhändlerin. Sollte der Würdige, der nach Frau Lepsius vor lauter Würde in seiner Kammer verhungern muß, solcher Konkurrenz gewachsen sein? Ich glaube, wie bei jedem Kampf ums Dasein würde auch im Bettelwettbewerb der Schwächste unterliegen. Das aber kann man nicht gerade als das Ziel einer Armenpflege bezeichnen.

Doch ich fürchte, offene Thüren einzurennen. Das Bettelverbot, das längst in allen civilisirten Ländern besteht, bedarf meiner Verteidigung nicht; auch zweifle ich, ob Frau Lepsius ernsthaft beabsichtigte, für eine allgemeine Freigabe des Straßen- und Hausbettelns einzutreten. Sie hat nur ein Problem aufgestellt, das thatsächlich noch befriedigender Lösung harret: Wie kann die Sympathie, wörtlich übersetzt: das Mit-Geiß, das uns der Anblick Darbenber entlockt, vernunftgemäß zu ihren Gunsten ausgenützt werden? Die Lösung wird in anderer Richtung zu suchen sein; wirklich moderne Wohlthätigkeit hat sie angebahnt durch die Ausgestaltung pflegerischer Thätigkeit. Wer sich das frohe Gefühl verschaffen will, Hunger zu stillen, wer nicht nur seinen Namen auf Listen zeichnen, sondern selbst theilhaben will an der Freude des Empfangenden, Der lasse sich von dem Armenvorsteher seines Bezirkes oder von einem „Verein“, der wahre Armenpflege treibt (wie die Auskunftsstelle der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur in Berlin, die Vereinigung der Wohlthätigkeitsbestrebungen von Charlottenburg, die Centrale für private Fürsorge in Frankfurt a/M. u. s. w.), eine bedürftige Familie überweisen, suche sie auf und versuche an ihrem Emporkommen mitzuarbeiten. Nicht durch einfaches Geldgeben, sondern durch verständnisvolles Eingehen auf ihre Wünsche und ihre höheren Bedürfnisse. Wer Das nicht will, weil auch dann Vorstand und Komitee ihm unübersteigbare Hindernisse sind, Der wird sich der mühevollen Arbeit des Auffuchens würdiger Elemente selbst unterziehen müssen, wird selbst die schwierigen Ermittlungen anzustellen haben, die zur Erkenntniß eines Nothstandes nun einmal unerlässlich sind und die ein Verein ihm gern abnähme. Das dem Straßenbettler gespendete Almosen und sein „Gott lohn tausendmal!“ genügt nicht; so billig, scheint mir, soll heutzutage das Gefühl erfüllter Nächstenpflicht nicht mehr erkaufte werden können.“

Herr W. Fred erbittet den Abdruck des folgenden Briefes:

„Berchtter Herr Harden, als ich vor einigen Monaten in der „Zukunft“ das Wort vom „Rach des Kunstgewerbes“ wagte, bekam ich von ungebetenen Korrespondenten allerlei zu hören. An die wenigen Briefe der Zustimmung schlossen sich die vielen verlängerten Zuschriften Jener, deren Geschäft bedroht schien. Mancher Künstler wagte schmerzliche Ergänzungen zu geben. Ein Architekt, dessen Interieur jetzt in der Großen Kunstausstellung zu sehen ist, trug mir den Beweis an, daß er die Ausführung seiner Entwürfe durch allererste Fabrikanten erst erreicht habe, als er auf jedes Honorar, sogar auf jede Betheiligung am Gewinn verzichtet hatte. Andere wiesen auf die verderbliche Wirkung der Presse hin, tabelten die Fachpresse, die um des Rechtes zu Abbildungen wegen, die dann als unbezahlte Vorlagen den kopirmüthigen Fabrikanten zu dienen haben, sich des Rechtes und oft der Möglichkeit zur gewissenhaften Kritik entschlagen müssen. Ein vielgelobter norddeutscher Künstler hatte den Muth, von mir zu verlangen, ich solle ihm meine Kritik vor dem Erscheinen vorlegen. Der Herausgeber einer weitverbreiteten deutschen Kunstzeitschrift trägt

einem Künstler an: wenn er das Reproduktionsrecht für seine Arbeiten erteile, dürfe er sich den Regenten wählen. Das sind Anmerkungen über die Einflüsse der Presse auf die Entwicklung des Kunsthandwerks. Die Kritik der Tagespresse könnte ein besonderes Kapitel füllen. Immer wieder liest und schreibt man von der Erziehung des Volkes zur Kunst; die Blätter mit den Massenauflagen aber thun ihr Bestes, um jedes Kunstgefühl des Volkes zu ersticken.“

Ort der Handlung: der Schwurgerichtssaal des berliner Landgerichtes. In dem für den Angeklagten bestimmten Raum liegt auf einer Matratze, an die er geschnallt ist, unter einer Decke, die seine Wunden verhüllt, ein Mensch. Nur der blasse Kopf und die unruhig zuckenden Hände sind sichtbar. Ohne diese nervöse Bewegung der Hände, melden die Reporter, könnte man glauben, daß ein Toter auf dem improvisirten Lager ruht; und sie fügen hinzu, nur mit der Hilfe von Schutzleuten und Gerichtsdienern habe der Mann sich aufzurichten vermocht. Ist das Tribunal zum Spital geworden? Nein: der leidende Mensch, der da liegt, ist der Agent Thomaskyle, der im Untersuchungsgefängniß gestern einen Selbstmordversuch gemacht hat und der heute in den Schwurgerichtssaal geschleppt worden ist, um sich gegen die Anklage zu vertheidigen, einen Wucherer gemordet zu haben. Wäre die Schilderung einer solchen Szene aus Rußland oder gar aus Pretoria gekommen, dann hätten die Zeitungen ihrem Entsetzen berechneten Ausdruck gegeben. Daß in Berlin ein solcher, erschöpfter, der Herrschaft über seinen Körper beraubter Mensch vor Staatsanwalt, Gerichtshof und Jury um sein armes Leben zu kämpfen hatte, schien nicht der Rede werth.

Der Deutsche Kaiser ruht in einer Festrede mit weithin schallender Stimme den „polnischen Uebermuth“, gegen den alle Deutschen sich waffnen müßten, und wird im österreichischen Reichsrath von slavischen Politikern, die solche Generalisirung ungerecht dünkt, in der dort üblichen rohen Tonart gescholten. Der Erbe der Bayernkrone kehrt, nachdem er in Mannheim eine landwirthschaftliche Ausstellung besehen hat, in Ludwigshafen ein und sagt in einer Tischrede: „Ich komme heute von einem schönen Fleckchen Erde, das man uns vor hundert Jahren gewaltig entrißen hat.“ Man: nämlich die jählinger oder hochberger Beherrscher des Großherzogthums Baden. Uns: nämlich den Wittelsbachern, denen die einst kurpfälzische Hauptstadt von den einem Jaren verschwägerten bairischen Herren genommen ward. Ein Mann, der morgen souveräner deutscher Bundesfürst sein kann, erinnert öffentlich also an die Zeit des deutschen Partikularhabers und an den Unglücksfall, den seinem Geschlecht eines anderen deutschen Bundesfürsten Ahn angethan hat. Der Kanzler des Deutschen Reiches hält den europäischen Großmächten ein Register ihrer Sünden und Schwächen vor und wird darob in der ausländischen Presse geschmäht und verspottet. Ein Staatssekretär ladet einen englischen Journalisten zu einem „Bierabend“. Ein anderer Staatssekretär koramirt den Gast seines Kollegen beim Bier und beschuldigt ihn in harten Worten, das gute Verhältniß, das zwischen Deutschland und Großbritannien so lange bestand, durch seine Berichte verdorben zu haben. Und dieser Staatssekretär ist der im Auswärtigen Amt waltende, von dem man sich des feinsten Diplomatenactes versehen zu dürfen glaubte. Die hier erwähnten Ereignisse haben sich in den beiden ersten Junimonaten abgespielt. Für vierzehn Tage ist's genug.